No. 31. Jahrgang IV. **Allgemeine** Berlin, 2. August 1895.

Israelitische Wochenschrift

Jeschurun.

Herausgeber: A. Levin, Berlin.

Bezugspreis: vierteljährl. 2 Mk.

Erscheint an jedem Freitag. Bezugspreis für das Ausland: Mk. 2,50. Zu beziehen durch die Post unsere Expeditionen und den Buchhandel

Redaktion und Verlag: Gr. Hamburgerstr. 21. Anzeigen, die Zeile 25 Pf., nehmen alle Annoncen-Expeditionen sowie unser Bureau entgegen.

Inhalt:

Die Herrschaft des Antisemitismus. Von M. A. Klausner.
Wer bedarf des Trostes? Von Dr. M.
Dr. J. S. Bloch.
Die Juden in England einst und jetzt.
Das Duell und die Juden.
Biographische Bausteine.
Die Zerstörung Jerusalems. Von Dr. jur. Stein.
Entgleist! Von Wilhelm Feldman.
Wochenchronik. — Kalender. — Brief- u. Fragekasten. — Anzeigen.

Die Herrschaft des Antisemitismus.

Von M. A. Klausner.

Etwa fünfzehn Jahre ist es her, daß in Deutschland die große Mobilmachung des Antisemitismus stattfand, die Zählung der Mannschaften, über die er bei uns etwa verfügen könnte. Von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf zogen die Agitatoren, Unterschriften zu sammeln für die Petition, die an den Reichskanzler geschickt werden sollte, um zu erwirken, daß wider Verfassung und Gesetz den Juden in Deutschland, zunächst in Preußen, ihr Anteil an der Mitwirkung im öffentlichen Leben entzogen werde. Der Antisemitismus verlangte damals nicht, daß die Gleichberechtigung, die Emanzipation der Juden rückgängig gemacht werde, sondern empfahl dem Staate, einfach auf administrativem Wege die Juden von allen öffentlichen, insonderheit von allen autoritativen Aemtern fernzuhalten. Der Antisemitismus getraute sich nicht, für eine Aenderung von Verfassnng und Gesetz in der angegebenen Richtung eine Mehrheit in den gesetzgebenden Körperschaften zu erlangen und die Zustimmung der Regierung dafür zu gewinnen — die Erklärung, die im November 1880 auf Grund eines Staatsministerial-Beschlusses der damalige Vizepräsident des Staatsministeriums Graf Stolberg im Abgeordnetenhause abgab, bestätigte die Richtigkeit dieser Vermutung der Antisemiten, soweit die Regierung in Betracht kam — aber er fühlte sich stark genug, ein Verfahren zu empfehlen, das Theodor Mommsen „administrativen Bauernfang" genannt hat. Die Herren Antisemiten, die zu jener Zeit noch Wert darauf legten, ihre Forderungen wenigstens scheinbar zu motivieren, führten aus, daß niemand einen Anspruch darauf habe, ein Staatsamt zu erlangen. Wohl habe jeder Bürger, ja jeder Bewohner des Staates ein Recht auf sein Eigentum und auf Schutz gegen persönliche Beschädigung, doch die Zulassung zu politischer Macht, die Zulassung zu einem Staatsamte sei eine Gunstbezeigung, und niemand dürfe sich beklagen, wenn solche Gunstbezeigung ihm nicht zu teil würde.

Diese Ausführung beruht auf einer verwegenen Sophistik. Hat niemand ein Recht auf ein politisches Amt, dann hat weder Christ noch Jude ein solches Recht, und man entzieht der Staatsgewalt ihre ganze Grundlage. Es kann keine Regierung geben, wenn nicht eine oder mehrere Personen politische Macht besitzen, das ist Staatsämter bekleiden, und somit müssen auch eine oder mehrere Personen ein Recht auf politische Macht haben. Als vor jetzt fast siebzig Jahren in England die Emanzipation der Juden auf der Tagesordnung stand, wurde von den dortigen Gegnern der Emanzipation — ehe diese perfekt wurde, denn nachmals hat dort niemand sie wegzudeuteln versucht — derselbe Einwand erhoben, den man hier von antisemitischer Seite versucht hat, um die rechtlich vollzogene Emanzipation aus der Wirklichkeit hinauszueskamotieren. Unter denen, die am beredtesten sich der Sache der Gerechtigkeit, das ist in diesem Falle der Emanzipation der Juden annahmen, stand Thomas Babington Macaulay voran. Weil die Menschen sich gewöhnlich nicht darüber klar werden, führte dieser aus, worin der Zweck der Regierung besteht, hat man die Gesetze gegen Katholiken und Juden so lange geduldet. Wir hören von wesentlich protestantischen, wesentlich christlichen Regierungen, und diese Worte haben doch nicht mehr Sinn als eine wesentlich protestantische Kochkunst oder eine wesentlich christliche Reitschule. Denn Regierungen giebt es, damit der Friede bestehen bleibe, damit wir gezwungen werden, unsere Streitigkeiten nicht durch Prügel, sondern durch schiedsrichterliche Entscheidung zu schlichten, unseren Bedürfnissen durch Fleiß und nicht durch Raub abzuhelfen. Dies ist die Thätigkeit, zu der sich eine Staatsgewalt mittelst ihrer Einrichtungen gut eignet, und weise Regierungen müssen sie als ihren Hauptzweck auffassen. Wenn es eine Klasse von Menschen giebt, die an der Sicherheit des Eigentums und der Aufrechterhaltung der Ordnung kein Interesse hat oder nimmt, so darf man dieser Klasse keinen Anteil an der Gewalt einräumen, die über die Sicherheit von Personen und Eigentum wachen soll. Die Unterschiede, die zwischen Christentum und Judentum bestehen, kommen bei der Frage sehr in Betracht, ob jemand ein Bischof oder ein Rabbi sein kann; aber bei der Erörterung, ob jemand Richter oder Finanzminister sein kann, kommt es darauf so wenig an, als wenn es sich darum handelt, ob jemand Schuhflicker sein kann. Es ist nie Jemandem eingefallen, einen Schuhflicker eine Erklärung über den wahren Glauben eines Christen abgeben zu lassen. Jeder wird die Ausbesserung seiner Stiefel lieber einem ketzerischen Schuhflicker anvertrauen als einem Menschen, der alle Glaubensartikel unterschrieben, aber nie einen Pfriem in der Hand gehabt hat. Die Leute handeln so nicht aus Gleichgiltigkeit gegen die Religion, sondern in der Erkenntnis, daß der Glaube

mit dem Schuhflicken nichts zu thun habe. Und doch steht die Religion mit dem Schuhflicken ganz in derselben Verbindung wie mit dem Budget und den Armeelisten.

Es ist, wie gesagt, beinahe 70 Jahre her, daß Macaulay diese Darlegungen gemacht hat. Für England waren sie durchschlagend, für Deutschland haben sie keine Geltung gewonnen. Hier hat der Antisemitismus mehr und mehr die Oberhand erlangt. Bei seinem ersten Auftreten, der Propagierung der oben erwähnten Petition, erregte er große Entrüstung, und manche Urheber selbst jener Petition besaß noch so viel Schamgefühl, ihren Anteil daran zu verleugnen. Doch die Scham ist schnell geschwunden. Freilich ist die ganze Bewegung ohne Schamlosigkeit unmöglich. Das haben ihre Leiter und Förderer auch eingesehen. Es ist deshalb kein Zufall, daß an der Spitze dieser Bewegung ausschließlich und ohne jede Ausnahme sich keine anderen Personen befunden haben als solche, von denen man nach gewöhnlicher Anschauung von bürgerlicher Wohlanständigkeit Unter den Linden nicht hätte gegrüßt sein mögen. Es ist nicht nötig, hier Namen zu nennen, denn die Charakteristik paßt auf jeden der Führer, welchen man auch herausgreife. Meineidige sind es, die über den Eid der Juden, Diebe, die über den angeblichen Mehranteil der Juden am Verbrechen, Wucherer, die über der Juden Skrupellosigkeit in Geldgeschäften öffentlich zeterten. Das alles hat den Antisemiten nichts geschadet. Ihre Sittenlosigkeit, ihr vollständiger moralischer Bankbruch qualifizierte sie erst zur Führerschaft im Antisemitismus, und die Schamlosigkeit, mit der sie ihre Blößen zur Schau trugen, brachte es dahin, daß ihre Leute die Blößen nicht mehr sahen.

Solche moralische Blindheit wäre unter allen Umständen beklagenswert. Was jedoch jedes Menschenfreundes Herz auf das tiefste betrüben muß, das ist, daß die Agitation, die von dieser Schamlosigkeit ausging, vollen Erfolg gehabt hat.

Es ist kein Zufall, daß die agrarische Demagogie bei der antisemitischen in die Schule gegangen ist und diese in ihre Dienste genommen hat. Es ist kein Zufall, sondern das Ergebnis der inneren Verwandtschaft, daß die agrarische Demagogie mit der antisemitischen sich verbündet und sie als Vorspann benutzt hat. Die Agrarier hatten gesehen, welche Erfolge die Antisemiten erreicht, und sie sagten sich, daß ihnen mit den gleichen Mitteln und auf dem gleichen Wege ähnlicher Erfolg wohl blühen könnte.

Es giebt Skeptiker, die fragen, worin denn dieser Erfolg eigentlich bestehe? Es ließe sich doch nicht sagen, daß die Veranstaltung von Radauversammlungen eine Beeinträchtigung der Rechte der Juden bedeute. Das Staatsministerium habe im November 1880 die oben erwähnte korrekte Erklärung abgegeben und dabei habe es sein Bewenden behalten.

Und doch hat der Antisemitismus vollen Erfolg gehabt! Was seiner Zeit von den Antisemiten vorgeschlagen worden ist, das ist in die Praxis übergeführt worden. Das Gesetz, das den Juden volle Gleichberechtigung gewährt, steht heute wie früher auf einem noch unzerrissenen Papier, aber seine thatsächliche Geltung hat es verloren. Nach einer natürlichen und der Billigkeit entsprechenden Entwicklung hätte der Anteil der Juden am Staatsbeamtentum im Laufe der Jahre zunehmen müsse, bis er dem Verhältnis entsprach, in dem der jüdischen Bevölkerung intellektuelle und sonstige Qualifikation zu der intellektuellen und sonstigen Qualifikation der nichtjüdischen Bevölkerung stand. Eine solche Entwickelung hat nicht stattgefunden. Es ist vielmehr eine Zurückdrängung der Juden, d. i. eine Nichtbeachtung der ihnen verfassungsmäßig gewährleisteten Rechte bemerkbar geworden.

Hier einige Beispiele:

Man sagt den Juden nach, daß sie für die Beurteilung geschäftlicher Verhältnisse eine besondere Eignung haben und ein das Durchschnittsmaß überragendes Verständnis für wirtschaftliche Dinge besitzen. Die Reichsbank aber, in deren Zentralausschuß es nicht an Juden fehlt, hat jüdische Beamte entweder gar nicht oder doch nur in einer verschwindend kleinen Zahl.

Wir haben Kolonien bekommen und im Zusammenhang damit einen gegen früher wesentlich ausgedehnten diplomatischen und konsularischen Dienst, der die Kenntnis orientalischer Sprachen oder die Leichtigkeit, solche Kenntnis zu gewinnen, als einen Vorzug für den Bewerber erscheinen läßt. Giebt es Juden in diesem Dienst? Wir glauben: nicht einen!

In der preußischen Armee hat es früher — allerdings auch nur vereinzelt — aktive Offiziere gegeben. Daß die Einjährig-Freiwilligen jüdischer Konfession, ihre Qualifikation vorausgesetzt, gleich den christlichen Kameraden Reserveoffiziere wurden, war zwar nicht ganz die Regel, doch keine allzu seltene Ausnahme. Das hat völlig aufgehört. Wir haben noch einige Reserveoffiziere, aber deren Patent reicht zwanzig Jahre und weiter zurück. Man wende uns nicht ein, daß hier das Ergebnis der freien Offizierwahl vorliege, denn das ist nicht der Fall. Niemand kann sinnigerweise behaupten, daß die Juden Deutschlands plötzlich aufgehört hätten, Mitglieder unter sich zu haben, die zur Offizierschaft qualifiziert sind. Die man früher zu Offizieren gemacht, sind tüchtige Offiziere gewesen. Hat sich einmal einer untauglich erwiesen, hat er eine Taktlosigkeit begangen, so kann man von vornherein annehmen, daß ihm jene Taktlosigkeit recht schwer angerechnet worden ist. Ueberdies war auch kein Grund zu der Vermutung gegeben, daß ein Jude durch seine Ernennung zum Offizier vor Fehlgriffen mehr geschützt sei, als ein Christ. Hier ist plötzlich ein Prinzip, das antisemitische Prinzip zur Geltung gekommen; nicht die freie Offizierwahl hat es thatsächlich geschaffen, sondern umgekehrt: es hat sich der freien Offizierwahl zu seinen Zwecken bedient.

Die Staatsanwaltschaft hat bisher ihre Pforten den Juden noch nicht aufgethan.

Die sogenannte Regierungskarriere ist den Juden unbedingt verschlossen. Wollte jemand den Gedanken äußern, daß ein Jude zum Regierungspräsidenten zu ernennen wäre, er würde keinen lauten Protest hervorrufen — seine Bemerkung würde wahrscheinlich als ein Witz aufgefaßt, die Forderung sicherlich mit einem Lächeln abgethan werden.

In den Reihen der Richterschaft haben die Juden gemäß Verfassung und Gesetz Aufnahme gefunden. Aber auch hier ist ein Stillstand eingetreten, und heute gilt bereits der Jude als disqualifiziert für das Amt eines Einzelrichters. Die Anschauungen des Antisemitismus haben Berücksichtigung gefunden, sind zur Herrschaft gelangt — Ruppel hat gesiegt und ist in Preußen maßgebend geworden.

Was Wunder, daß die Juden, überall sonst ausgeschlossen oder zum mindesten arg beengt, in größerer Zahl als sonst wohl geschah, der Heilkunst und der Rechtsanwaltschaft sich zuwenden! Doch diese natürliche Folge eines unbilligen Zustandes wird von denen selbst, die diesen unbilligen Zustand herbeigeführt haben, zum Anlaß für neue Klagen gemacht, zum Anlaß für Beschwerden darüber, daß die für die Juden allein noch offenen Berufe von Juden überfüllt seien!

Wie es mit den Juden in der Philologie bestellt ist, im Lehrerfach, darf als bekannt vorausgesetzt werden. Neueste Erfahrungen haben die Befürchtung nahegelegt, es möchte auf diesem Gebiete zu noch ganz anderen Maßnahmen kommen, zu einer noch viel weiter gehenden Berücksichtigung des antisemitischen Prinzips, auf administrativem Wege den Juden vorzuenthalten, was Verfassung und Gesetz ihnen zusprechen.

Vor einigen Jahren wurde von dem Kultusministerium ein Erlaß herausgegeben, der bestimmte, daß die Kinder von Dissidenten zwangsweise angehalten werden sollten, an dem Religionsunterricht der öffentlichen Schulen teilzunehmen, und zwar an dem Unterricht in derjenigen Religion, der die Eltern vor ihrem Uebertritt zum Dissidententum angehört hatten. Man mag über diesen Erlaß denken wie man will, man mag ihn als rechtlich anfechtbar betrachten oder nicht — er läßt außer jedem Zweifel, daß nach den Anschauungen der leitenden Kreise, die ihre Anschauungen auch in die Praxis überzuführen wissen, jedes Kind von Staatswegen angehalten werden soll, Religionsunterricht zu genießen. Doch selbst in den Zeiten, da solche Anschauungen in extremster Weise im Ministerium Vertretung fanden, hat man nicht daran gedacht, solche Notwendigkeit anzuerkennen, soweit es sich um Kinder der Juden handelt! Hier kam plötzlich das sonst verfehmte Prinzip des laisser aller zur Geltung, hier bequemte man sich im besten Falle dazu, einen fakultativen Religionsunterricht, nicht etwa einzurichten, sondern zuzulassen. Wollte jemand sagen, dies Verhalten sei dadurch eingegeben gewesen, daß man an leitender Stelle zu dem religiösen Eifer der Juden besonderes Vertrauen hegte, so hieße das die thatsächlichen Verhältnisse durchaus verkennen. Nichtachtende Gleichgiltigkeit war hier maßgebend, und vielleicht sogar die Scheu, in den Schulen einen spezifisch jüdischen Unterricht als gleichberechtigt einzuführen und damit naturgemäß auch jüdischen Lehrern den Zutritt zu öffnen. Die Absicht braucht nicht einmal eine bewußte gewesen zu sein. Man wollte wohl gar nicht kränken, man blieb bloß in dem gewohnten Geleise und bequemte sich leicht und ohne Widerstreben der Herrschaft der antisemitischen Prinzipien an.

Den Juden aber erstand nirgend ein Fürsprech. Man ließ die Dinge gehen, wie sie wollten, man ließ den praktischen Antisemitismus mehr und mehr zur Geltung kommen, und niemand erhob im Namen von Verfassung und Gesetz, niemand im Namen der untilgbaren Gerechtigkeit Widerrede.

Wer hätte es auch thun sollen, da die Nächstbeteiligten selbst in feiger Aengstlichkeit schwiegen! Die Vertreter der Juden, die gewählten Vertreter ihrer Interessen thaten keinen Schritt auch nur zu einer bloßen Rechtsverwahrung! In Berlin wohnen hunderttausend Juden, der fünfte Teil der gesamten deutschen Judenheit, und die Vertretung der Berliner jüdischen Gemeinde hat bis zur Stunde noch nicht den Mut gefunden zu einem Worte der Abwehr, zu einer Betonung des Rechtes der Juden! Ein Mal, vor drittehalb Jahren, war es so weit — und hier versagte der Vorstand, weil sein Vorsitzender seinen persönlichen Ehrgeiz gefährdet sah, wenn er die ihm anvertrauten Interessen der Juden wahrnahm!

Was die Ahlwardt, Zimmermann, Freiherr von Hammerstein, Böckel wert sind, darüber ist kein Zweifel; und trotzdem sie so qualifizierte Persönlichkeiten sind, wie man sie im ganzen Lande kennt, haben sie es dahin gebracht, daß ihre Grundsätze von Treue und Glauben, ihre Anschauungen von Recht und Billigkeit maßgebend geworden sind und die Richtungslinie abgeben für das Verhalten unserer gesamten Verwaltung gegenüber den Juden.

Die Vertretung der jüdischen Gemeinde Berlin hat hierzu bis zur Stunde geschwiegen.

Wer bedarf des Trostes?

Zum Sabbat Nachmu.

Wer des Schicksals harte Zuchtrute auf seinem Nacken fühlt, daß er des Morgens den Abend herbeisehnt und in trüber dunkler Nacht den Morgen kaum erwarten kann, der ist des Trostes würdig und bedürftig, sei es, daß er den Verlust des täglichen Brotes, seiner Ehre oder sonstiger höherer Güter beklagt. Die Voraussetzung ist jedoch, daß der Klagende, der alles verloren, sich seine Würde bewahrt hat; wer sich aber diese hat rauben lassen, dessen Klagen verhallen ungehört.

Legen wir uns die Fragen vor, ob Israel des Trostes bedarf und ob es dessen sich würdig gezeigt hat, so müssen wir die erstere bedingungsweise die letztere mit aller Entschiedenheit bejahen.

Hart ist es für ein Volk, dem nach seinen Natur- und Charakteranlagen wie kaum einem zweiten die Selbständigkeit notwendig ist, wenn es diese verloren hat. Schwer erträglich ist das Leid, wenn der Besiegte einem ungroßmütigen Gegner in die Hände fiel, der die den Sieger so schön kleidende Hochherzigkeit vermissen läßt und dem das Unglück keine Achtung abringt, der seine Würde soweit vergißt, an dem Falle des Gegners sich zu letzen, dem zu Boden Geworfenen auch noch den Fuß auf den Nacken zu setzen und ihn die Wucht seines Trittes empfinden zu lassen — all diese Unbill hat Israel seit zwei Jahrtausenden erfahren, in denen es dem Uebermut des harten Siegers das Selbstbewußtsein des würdevoll Unterlegenen, die Unbezwingbarkeit des nicht verzweifelnden Dulders entgegensetzte und des Trostes harrte, den eine schönere, aufgeklärte Zeit ihm bringen sollte. Niemals hat es seine Würde aufgegeben; dem nicht abzuwendenden körperlichen Drucke hat es die Ohnmacht des Geistes nicht freiwillig folgen lassen. Man konnte es schlagen und verwunden, drücken und quälen, verleumden und verfolgen, treu seinem Wahlspruche: „Ich bin ein Ibri und den Ewigen, Einzigen, den Gott des Weltalls fürchte ich", ertrug es Druck und Schmach, Folter und Martern, Verkennung und Verwerfung, Hartherzigkeit und unmenschliche Behandlung, denen keiner seiner Unterdrücker gewachsen gewesen wäre. Das war seine mannhafte Würde, das war sein demütiger berechtigter Stolz.

Ja, Israel war des Trostes bedürftig, mehr aber noch, ohne es zu wissen, seine grausamen Feinde. Israel war des Trostes auch würdig, seine Gegner aber nicht! — —

Die Zeiten haben sich geändert, die Gegner sind aber dieselben geblieben, wenn sie auch, der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe, ihre Taktik geändert haben. Die Autodafés sind verglüht, nicht aber der brennende Haß — es wird weniger Blut, aber desto mehr bittere und verbitternde Tinte vergossen, deren Wirkung nicht weniger verderblich, deren Schärfe das durch Leistungen auf dem Gebiete bürgerlicher Tugenden mit Recht gehobene Bewußtsein nicht minder verletzt und deren Schädlichkeit immer weiter Verbreitung findet.

Wehe den Siegern! Wer und was sind sie? Männer, die in allen Unsitten heimisch sind, deren moralische Defekte sie eigentlich von jeder besseren Gesellschaft ausschließen. Auf

dieser tiefen Stufe stehend, sind sie Meister jener Verwesungs-Instinkte, welche, sich mit den niedrigsten Leidenschaften paarend, den heisern Ton zu treffen verstehen, der mit dem Gekrächze der unzufriedenen unkultivierten Massen am besten harmoniert. Ihre Helfershelfer sind Leute mit Anschauungen, welche im Mittelalter wurzeln, deren geschichtlicher Beruf von ihnen abgestorben ist und die sich deshalb einen neuen schufen, der ihren Gelüsten schmeicheln, ihrer „Herrenmoral“ Vorschub leisten soll, aber mit ihrer verlebten, entschwundenen Kraft glauben sie zu schieben und werden geschoben. Wenn dann Fleisch und Mark verzehrt ist und die Adoptivkinder schon bei Lebzeiten des Erblassers das Erbe teilen, um es, jeder in seiner Weise, im eigenen Nutzen zu verwenden, dann jammern und wehklagen sie und schreien über Undank derjenigen, die nicht schlechter sind als sie selbst. Warum dieses Lamento, ihr Herren Kavaliere? Dankbarkeit ist eine Tugend und eine edle Frucht wächst niemals auf einem Dornstrauch. Unheilbrüten, Selbsterhaltungstrieb, Eigennutz und verwandte Laster haben die „noble“ Brüderschaft geschaffen und Undank ist der würdigste Genosse, der sich den Vereinigungspunkten der krassesten Selbstsucht zugesellen kann und darf. Das Recht des Stärkeren über alles! Das Faustrecht ist ja eure hervorragendste Erfindung.

Sie haben sich ihr Unglück selbst bereitet, kein Schmerz ist diesem vergleichbar, sie sind wahrlich des Trostes bedürftig, bedürftiger als wir Israeliten, denen sie die Falle gelegt haben, aber noch niemals hat ein gleich großer Würdeloser des milden Zuspruches entraten müssen, nie hat ein Unglücklicher sich kopf- und würdeloser benommen und den den Spott herausfordernden Schaden in solch widerwärtiger Weise getragen, wie diese Gesellschaft, welche bisher nur gewöhnt war auf Kosten drr Allgemeinheit zu nehmen und sich ihre angemaßte Aufgabe, Thron und Altar zu stützen, sehr gut bezahlen zu lassen — „und der König absolut, wenn er unsern Willen thut!“

Daß wenn zwei dasselbe thun, es nicht immer dasselbe ist, namentlich wenn einer von den zweien ein Jude ist, darüber ließen die Jahrhunderte bei uns keinen Zweifel aufkommen. Wenn Ahlwardt pumpt und gar nichts bezahlt, so ist das in seinen Augen germanisch, und galt ihm schon für nobel, bevor er noch auf Tivoli mit den Edelsten der Nation sich verbrüdert hatte, für welche Tivoli das Kapitol war, dem sich der trapejische Felsen jetzt anschließt. — Wenn aber ein Jude mal Bankerott macht und seinen Gläubigern die Hälfte oder doch etwas bezahlt, so ist das „jüdisch“ und wie ein Geierschwarm fällt dann die saubere Brüderschaft, von der Witterung herbeigelockt, über die Geschichte her und weiß vor sittlicher Entrüstung sich gar nicht zu lassen. Diese Verschiedenheit der Auffassung der That gegenüber — der geschehenen und am häufigsten auch der eingebildeten — hat mit zwingender Notwendigkeit eine grundverschiedene Reaktion im Gefolge. Das unverschuldete Unglück wird mit Würde und Fassung getragen; diese darf das Judentum auch mit Recht bewahren, wenn es für das Verschulden einzelner verantwortlich gemacht wird, und die Gerechtigkeit bleibt schließlich nicht aus. Fällt aber das Unheil auf den zurück, von dem es ausgegangen, worauf will dieser sich stützen, wodurch will er sein Bewußtsein stärken, womit sich wiederum aufrichten, wen will er verantwortlich machen, von wem darf er Trost und Erhebung erwarten? Ein solcher Mensch, der alles zu verlieren und nichts zu gewinnen hat, bietet der Welt natürlich das jämmerliche, tragikomische Schauspiel, daß er sich, jedes inneren Halts beraubt, an äußerliche eingebildete Ehren und Besitztümer klammert, bis er von seinen eigenen Leuten schließlich schweren Herzens heraus—suspendiert wird. „Es handelt sich um keine Problema, sondern um einen Kasus.“

Wenn sie dann aus schützender Ferne mit der bekannten Wirkung, daß wer sich entschuldigt, sich auch gleichzeitig anklagt, sich zu rechtfertigen suchen, so ist das nur umso erbärmlicher und würdeloser und aller Schnee der Tiroler Berge ist nicht imstande diese Schmutzflecken abzuwaschen. —

Darum sei ruhig, Israel, Du hast viel unverschuldetes Leid getragen, niemals aber hast Du Deine Würde verleugnet, sei getröstet, halte fest an Deiner Würde, die nur in der treuen Anhänglichkeit in der Religion ihren Halt findet; die Genugthuung, welche die Vorsehung und die Geschichte Dir schulden, wird nicht ausbleiben, denn die Verheißung Gottes trügt nicht, daß eher Berge weichen und Hügel wanken, ehe seine Liebe und Treue uns verläßt.

Verzage nicht, Israel, solange Deine Gegner von den Schildern und Wappen ihrer Ahnen nichts übrig behalten haben, als den Rost und den Moder, der sich auf ihnen abgelagert hat — solange an der Spitze Deiner erbittertsten Feinde Männer stehen, deren falscher Dienertroß ihnen keinen einigermaßen erträglichen Glanz verleiht und neben die sich zu setzen jeder anständige Mensch für entwürdigend hält. Doch „für Jörgen ist mir gar nicht bange . . . .“ Dr. M.

Dr. J. S. Bloch.

Der Abgeordnete für den galizischen Wahlkreis Kolomea-Sniatin-Buczacz, Dr. J. S. Bloch, ist in den Kreisen derer, die alles hassen, was einen jüdischen Namen oder eine jüdische Nase trägt, die meist gehaßte Persönlichkeit. In unüberlegter Selbstironie haben seine Gegner ihm den Titel eines Antisemitenverfolgers stempelfrei verliehen. Ob dieser Titel verdient ist oder nicht, das bleibe unerwogen, Thatsache ist, daß kein anderes Parlament, in dem bisweilen über Juden und Judentum in übelwollendem Sinne debattiert wird, einen so sachkundigen und schlagfertigen, redegewandten und — rücksichtslosen Gegner des Antisemitismus aufzuweisen hat wie der österreichische Reichsrat in der Person Bloch's. An schlagfertigen, redegewandten und — wenn es sein muß — rücksichtslosen Verteidigern unsrer Rechte fehlt es ja auch im deutschen Reichstage nicht; redegewandt ist beispielsweise auch Rickert, schlagfertig wie kein zweiter ist Richter und rücksichtslos sind gegebenen Falls beide, — sachkundig in judaicis aber sind weder diese noch ist irgend ein anderer Abgeordneter in den reichsdeutschen Parlamenten. Und so konnte denn Herr von Wackerbarth im preußischen Abgeordnetenhause, können seine congenialen Genossen im deutschen Reichstage die unglaublichsten Albernheiten über das Judentum vortragen, ohne sofort und gründlich abgeführt zu werden.

Anders im österreichischen Reichsrate. Dr. Bloch ist ehemaliger Rabbiner, gründlicher Kenner des Talmud und sehr belesen in der judenfeindlichen und jüdisch-apologetischen Litteratur. Er ist auf jeden Angriff der Antisemiten vorbereitet, — da diese aus Bescheidenheit nichts von ihrem beigenen geben, sondern nur den Lästerern des Judentums aus alter Zeit nachlästern, — und kann sofort parieren. Kein Wunder, daß er von den Antisemiten gehaßt wird! Nun ist es um die Echtheit seines Mandates nicht sonderlich be-

stellt. Bloch ist vor vier Jahren mit kleiner Majorität gewählt; gegen seine Wahl, bei der s. Z. blutige Exzesse vorgekommen sind und drei Juden getötet wurden, ist ein Protest eingelaufen. Ueber diesen Protest, der wahrscheinlich zur Ungiltigkeitserklärung der Wahl führen wird, ist bis jetzt noch nicht abgestimmt worden. Mit einem Kombinationstalent ohne Gleichen behaupten die Antisemiten, die Beschlußfassung sei hinausgeschoben worden, weil es sich hier um einen Juden und dazu noch um einen polnischen handele; und sie verfallen in epileptischen Zuckungen, so oft Bloch im Reichsrate das Wort erbittet, und schlagen wie Rasende um sich, so oft er das Wort erhält. So spielte sich in Wien am 20. d. M. folgende Szene ab: Beim Namensaufrufe des Abg. Bloch schrie der berüchtigte Antisemit Schneider: Ich protestiere gegen die Stimmenabgabe! Ich werde gegen jede Abstimmung protestieren! (Beifall auf der äußersten Linken. Unruhe.) — Präsident: Ich rufe den Abg. Schneider zur Ordnung. — Abg. Schneider: Sie können mich zur Ordnung rufen! Ich protestiere gegen die Stimmenabgabe! (Unruhe.) Nachdem Abg. Dr. Bloch mit „Ja" gestimmt hatte, ruft Abg. Schneider: Ich protestiere bei jeder Stimme! Nachdem der nächst aufgerufene Abg. gestimmt hatte, ruft Abg. Schneider: Ich protestiere! Das ist eine Niederträchtigkeit! (Stürmische Rufe der Entrüstung, anhaltende Unruhe.) — Präsident: Ich rufe Herrn Schneider wegen dieser unerhörten Weise, in welcher er es wagt, im Parlamente sich zu benehmen, zur Ordnung. (Lebhafter Beifall: Rufe: Ausschließen!) — Abg. Schneider: Das ist unerhört! Schließen sie den Bloch aus! Er ist nur durch Betrug herein! (Andauernder Lärm.)

Auch Dr. Bloch erblickt in dem Hinausschieben der Beschlußfassung über seine Wahl eine Absicht: die Absicht, ihn unausgesetzt in der Luft schweben zu lassen und dadurch mundtot zu machen. Sein Blatt äußert sich in der jüngsten Nummer hierüber wie folgt:

Unmittelbar vor Schluß der Session wollten die Abgeordneten Liechtenstein und Lueger einen Dringlichkeitsantrag einbringen, in welchem die sofortige Berichterstattung über die Wahl gefordert werden sollte. Dieser Antrag hätte selbstverständlich den antisemitischen Verleumdern die längst ersehnte Gelegenheit geboten, den seit Jahren gesammelten Unflat widerspruchslos über die Juden auszugießen. Widerspruchslos — denn sie rechneten mit der Thatsache, daß Dr. Bloch in eigener Sache an der Verhandlung nicht teilnehmen und daß sich außer ihm weder im Polenklub, noch in der liberalen Partei ein energischer Anwalt der Juden finden würde. Als Bloch diese Absicht erfuhr, erklärte er sofort mit aller Entschiedenheit, daß er sich eine solche Abschlachtung nicht ruhig gefallen lassen, sondern das Wort nehmen und alsdann sein Mandat niederlegen werde. Daraufhin nahmen die Herren Liechtenstein und Lueger von der Einbringung des Dringlichkeitsantrages Abstand. . . .

Seit Jahren ist es der dringendste Wunsch des Dr. Bloch, daß die Geheimnisse dieser Wahl, welche wahrhaftig dem Judentume nicht zur Unehre gereichen, an's Tageslicht kommen, und seit Jahren wird die Erfüllung dieses Wunsches hinausgeschoben, bleibt das Mandat Dr. Bloch's, zum Gaudium der Antisemiten, mit einem Mangel behaftet und wird gegen Letzteren unablässig von antisemitischer Seite die Anklage erhoben, daß er sich an dieses mangelhafte Mandat anklammere. Das ist einfach eine unhaltbare Situation! Der Träger eines nichtverifizierten Mandates verfügt nicht über das Vollgewicht seiner Stellung. Gilt dies schon von jedem anderen Abgeordneten, so gilt es im zehnfachen Maße von einem Manne, dessen Wählerschaft zum größten Teile aus Juden besteht und dem — mit oder ohne seinen Willen — die dornenvolle Aufgabe zugefallen ist, die Ehre des Judentums von der parlamentarischen Tribüne herab zu verteidigen. Seine Glaubensgenossen werden dem Abgeordneten Bloch das Zeugnis nicht versagen, daß er unter den schwierigsten Verhältnissen von der schwankenden Grundlage eines bestrittenen Mandates aus, unausgesetzt mit geheimen und offenen Widersachern kämpfend, auf sich allein angewiesen, unerschrocken und ehrlich seine parlamentarische Pflicht zu erfüllen strebte. Dies hat die ungezügelte Wut der Reactionäre innerhalb aller Parteien gegen ihn entfesselt und der seither unendlich gesteigerten Macht dieser Reaktionäre fällt Dr. Bloch zum Opfer. Den bübischesten Beschimpfungen der Gegner schutzlos preisgegeben, einem Klubzwange unterworfen, der unter den obwaltenden Umständen gegen ihn mit besonderer Strenge angewendet wird, weil eben seine Wahl noch immer nicht einwandfrei ist und weil die Partei den Mangel, der auf derselben haftet, nicht auf sich selbst sitzen lassen will, verfügt er nicht mehr über die Kraft, seiner Aufgabe in vollem Maße gerecht zu werden. Die antisemitischen Exzesse gegen die Juden haben sich im letzten Sessionsabschnitte des Abgeordnetenhauses immerfort gesteigert, aber Dr. Bloch mußte zu alle dem schweigen."

Das Blatt schließt alsdann wie folgt: Und so ist denn an Dr. Bloch die Pflicht herangetreten, abzuwägen, wodurch er seinen Glaubensgenossen einen besseren Dienst erweise, durch sein Verbleiben in einem Parlamente, welches ihn zum Schweigen verurteilen will, oder durch seinen Verzicht auf ein Mandat, das man geflissentlich nicht zu einem vollgiltigen machen will, um auf solche Weise den Waffen seines Trägers ihre Schärfe zu nehmen. Die Entscheidung kann keinen Augenblick zweifelhaft sein!"

Das heißt mit anderen Worten: Bloch wird sein Mandat niederlegen. Nach Lage der Sache giebt es in der That keinen anderen Ausweg; nach Lage der Dinge aber wird alles aufgeboten werden müssen, um die Wiederwahl Bloch's zu sichern; die österreichischen Antisemiten und der Abgeordnete für Kolomea-Sniatin-Buczacz — sie sind auf einander zugeschnitten, sodaß Dr. Bloch im österreichischen Reichsrate als Verteidiger des Judentums —, des Judentums, das nirgends so heftig angefeindet wird, wie im österreichischen Reichsrate, — unentbehrlich ist.

Die Juden England jetzt und einst.

s. London 25. Juli.

Die Wahlschlacht ist geschlagen. Die liberale Partei konnte nicht mit den Unionisten gleichen Schritt halten, ja man könnte sagen, sie sei auf der ganzen Linie geschlagen. In Deutschland würde ein solches Wahlresultat eine Stärkung des offenen oder versteckten judenfeindlichen Elements bedeuten. Anders in England. Hier kennen die Parteien den Judenhaß nicht; er wird gelegentlich in den Blättern als ein ausländischer Artikel bezeichnet, den man hier — nicht importieren dürfe, weil bei uns ein Absatzgebiet nicht zu schaffen ist. Das ist aber auch alles.

Unsre Glaubensgenossen gehören denn auch hier allen Parteien an. Die Parteistellung der aus der letzten Wahl siegreich hervorgegangenen Israeliten sind folgende:

1. Benjamin Louis Cohen, East Islington (Konservativ), wiedergewählt mit einer Mehrheit von 1223 Stimmen.
2. Sir Julian Goldsmid, Baronet, South St. Pancras, (Liberal-Unionist) wiedergewählt mit einer Mehrheit von 1210 Stimmen.
3. Sir Samuel Montagu, Baronet (Liberal), Whitechapel Division of Tower Hamlets, wiedergewählt mit einer Mehrheit von 32 Stimmen.
4. Harry H. Marks (Konservativ), St. George's-in-the-East Division the Tower Hamlets, neugewählt mit einer Mehrheit von 4 Stimmen.
5. Harry S. Samuel (Konservativ), Limhouse Division of the Tower Hamlets, neugewählt mit einer Mehrheit von 590 Stimmen.
6. Baron Ferdinand de Rothschild (Liberal-Unionist), Aylesburg Division of Buckinghamshire, ohne Gegenkandidaten wiedergewählt.
7. Baron Henry de Worms (Konservativ), East Toxteth Division of Liverpool, wiedergewählt mit einer Mehrheit von 1922 Stimmen.
8. Arthur Strauß (Liberal-Unionist), North-West Cornwall, neugewählt mit einer Mehrheit von 462 Stimmen.

Durchgefallen sind folgende jüdische Kandidaten:

1. S. F. Mende, Liberaler Kandidat in Plymouth.
2. Bertram S. Straus, Liberaler Kandidat für West Marylebone.
3. H. H. Raphael, Liberaler Kandidat für North St. Pancras.
4. Nat John Jacobs, Konservativer Kandidat in Northampton.
5. Herbert S. Leon, Liberaler Kandidat für North Bucks.
6. Sir Israel Hart, Liberaler Kandidat für Hythe.
7. Oberst Francis A. Lucas, Konservativer Kandidat für South Division of Lincolnshire.
8. Lionel E. Pyke, Liberaler Kandidat für South Wilts.
9. Herbert Samuel, Liberaler Kandidat für Oxfordshire South. —

In alter Zeit war auch England, was ja wohl selbstverständlich, gegen die Juden nicht duldsamer, als die anderen europäischen Staaten, was eine kurze historische Uebersicht darthun soll. Der Aufenthalt der Juden hier im Lande geht nach einigen bis auf die Römerzeiten zurück. Sicher ist, daß unter der Herrschaft der angelsächsischen Könige schon eine beträchtliche Anzahl von Juden von einigem Einflusse in England vorhanden war. So lesen wir in einem noch erhaltenen Erlaß des Erzbischofs Ecbright von York das Verbot, wonach kein Christ mit einem Juden essen, noch sich an jüdischen Religionsgebräuchen beteiligen dürfe. Wilhelm der Eroberer (1066—1097) begünstigte die Einwanderung der Juden aus Frankreich. In Oxford hatten sie eine Synagoge und sogenannte Halls oder Lehrhäuser, welche auch von Engländern zum Zweck des Studiums der hebräischen Sprache und Litteratur besucht wurden. Es gab eine Moyse's Hall, Jacob's Hall und Lombard's Hall. Sie vermittelten auch den Außenhandel mit dem damals kommerziell nicht unbedeutenden Oxford und führten die den Handelsverkehr erleichternden Wechsel ein.(?) Von Wilhelm Rufus (1087—1100) wurden sie gut behandelt. Dieser König veranstaltete auch eine damals in anderen Ländern bekannte Religions-Disputation zwischen Bischöfen und Rabbinern, die wie gewöhnlich ohne weitere Resultate verlief. Wer kennt nicht Heine's Worte:

„Das ist nicht ein weltlich Stechen,
Keine Eisenwaffe blitzet.
Eine Lanze ist das Wort,
Das scholastisch scharf gespitzet."

Bald aber begannen schlimmere Zeiten. Die zügellosen Horden die unter dem Zeichen des Kreuzes nach Palästina zogen, kühlten zuerst ihren fanatischen Eifer an den unschuldigen Brüdern ihres Erlösers in Europa. Unter Richard Löwenherz (1089—1099) wurden Grausamkeiten jeglicher Art gegen die Juden in England verübt. In diese Zeit fällt die Tragödie in York Kastle, wo einige hundert Juden dem schmählichsten Verrat preisgegeben, ihr Leben opferten um der Schande des Glaubenswechsels zu entgehen. Obwohl Johann ohne Land (1109—1216) die Juden unbehelligt ließ, so begannen doch bald wieder die alten Bedrückungen und Plünderungen. Heinrich III. (1216—1272) verkaufte die Juden an seinen Bruder Richard, Grafen von Cornwall, um die Summe von 5000 Mark, wofür der Letztere das so erworbene Eigentum bis auf's Blut aussaugte. — Könige und Barone behandelten die Juden als Schwämme, die man nur auszudrücken brauchte, um Geld zu erhalten. Eine der größten Verirrungen des menschlichen Geistes, der Blutaberglaube, wonach schon die alten Römer die ersten Christen bezichtigten, daß sie Kindern Blut entzögen zum Zwecke ihrer Gottesdienste, fand auch jetzt Verbreitung unter den Christen, welche nun die Juden eines solchen ungeheuerlichen und unmöglichen Verbrechens beschuldigten. Man klagte damals die Juden in Lincoln und anderen Orten an, sie hätten einen Knaben, der, wie kürzlich nachgewiesen worden ist, beim Ballspiel in eine Grube gefallen war und so seinen Tod gefunden hatte, zu religiösem Zwecke getötet. Eine solche abscheuliche Anklage genügte, die so Angeklagten ohne weitere Untersuchung zu verdammen, hinzuschlachten und sich ihrer Habe und Güter zu bemächtigen.

Hier haben sich, wie man sieht, die Zeiten geändert, — aber gründlich! —

Das Duell und die Juden.

Dr. Albert Wiesinger hat soeben ein Buch*) erscheinen lassen, betitelt: „Das Duell vor dem Richterstuhle der Religion, der Moral, des Rechts und der Geschichte", in welchem er auch dem Anteil der Juden an dem Duellunfug ein großes Kapitel widmet. Trotzdem der Verf. keinen Unterschied macht zwischen getauften und ungetauften Juden, und obwohl er nicht selten durchblicken läßt, daß die Juden gar kein Recht hätten, an dieser „ritterlichen" Unsitte, die dem Geiste des Judentums nicht minder fremd ist als der unritterliche Mord, teilzunehmen, sei hier das kulturhistorisch nicht uninteressante Kapitel im Auszuge wiedergegeben.

Wiesinger beginnt mit dem bekannten Duell Heine-Strauß. Heinrich Heine hatte nämlich die Gemahlin des Kaufmannes Salomon Strauß öffentlich verspottet, am 7. September 1841 kam es darum in der Nähe von St.-Germain zwischen Heine und Strauß zum Duell; Heine bekam einen leichten Streifschuß von Strauß, der den ersten Schuß hatte, darauf schoß Heine in die Luft und das Duell war zu Ende. — Wie bei dem obengenannten, war auch dem Duell Lassalle eine Frau die Veranlassung, denn die Heldin dieser tragischen Geschichte war bekanntlich Helene von Dönniges, die Tochter eines

*) Graz, Verlagsbuchhandl. „Styria".

bayerischen Diplomaten. Lassalle wollte die extravagante Dame heiraten, ihre Eltern aber waren gegen diese Verbindung. Darauf kehrte die überspannte Dame wieder zu ihrem früheren Bräutigam Janko von Rakowicz zurück, und das Ende des Romans war ein am 28. August 1864 zwischen den beiden rivalisierenden Liebhabern dieser Dame ausgetragenes Duell, bei welchem Lassalle tötlich verwundet wurde und am 31. August starb.

Am 28. Februar 1877 fand in Ipolysag (Honter Komitat) zwischen dem Oberleutenant Oskar Ivanka und dem Advokaten A. Weinberger ein Zweikampf auf Pistolen statt, welcher den sofortigen Tod des Letzteren zur Folge hatte. Die Ursache des Duells war unbedeutend.

Bemerkenswert ist, wenn auch nicht von einem so grausamen Erfolg begleitet wie obiges, ferner das Duell Istoczy-Wahrmann, welches am 11. Juni 1882 in Pest stattgefunden hatte. Die Veranlassung dazu war die folgende: In der Sitzung, welche am 9. Juni 1882 im ungarischen Abgeordnetenhause gehalten wurde, debattierte man über eine Petition aus dem Szathmarer Komitate gegen die Einwanderung der russischen Juden, bei welcher Gelegenheit der Antisemit Istoczy eine Rede hielt, welche gegen die Einwanderung der russischen Juden gerichtet war. Nach ihm sprach Moriz Wahrmann, weiland Präses der isr. Kultusgemeinde in Pest. Infolge dieser Reden kam es zuerst zu gegenseitigen Beschimpfungen, dann zu persönlichen Thätlichkeiten und endlich zum Duell. Es wurde zweimal, einmal am Sonntag den 11. Juli vormittags und dann wieder am Nachmittag, von der Polizei verhindert. Endlich aber fand es doch Sonntag Abend statt, aber so glücklich, daß beide Duellanten ihr Ziel verfehlten und unversehrt vom Platze gingen. Beide Duellanten wurden darauf zu acht Tagen Staatsgefängnis verurteilt, welche Strafe ihnen jedoch im Gnadenwege erlassen wurde.

Unpolitisch ist die Veranlassung zu dem folgenden Duell. Der Pester Advokat Dr. Julius Rosenberg hatte um die Hand einer Tochter des im Jahre 1890 baronisierten Großindustriellen Siegmund Schloßberger angehalten, Frl. Ilona v. Schoßberger war für, ihre Eltern aber waren gegen diese Verbindung. Als nun Fräulein Ilona v. Schoßberger mit ihren Eltern in Marienbad weilte, bewog sie ihr Bräutigam mit ihm nach Eger zu gehen und sich daselbst mit ihm nach jüdichem Ritus trauen zu lassen, denn bis dahin gehörten Braut und Bräutigam in gleicher Weise dem mosaischen Bekenntnisse an. Da mit einemmale verschwand Fräulein Ilona v. Schloßberger. Sie wurde nach Paris entführt, da ihr Schwager, Baron Bornemisza, gegen diese Ehe als eine „Mesalliance" protestierte. Nach kurzer Zeit wurde die Verlobung des Grafen Stefan Batthyanyi mit Frl. J. v. Sch. publiziert. Da sich die Familie Schloßberger mit dem gräflichen Bräutigam mittlerweile nach Wiesbaden begeben hatte, so eilte Dr. Rosenberg dahin, um seine Rechte geltend zu machen. Er eilte sofort ins Offizierskasino und bewog zwei Artillerie-Offiziere, ihm Sekundantendienste zu leisten und den Grafen zu fordern. Graf Batthyanyi erklärte jedoch, er sehe keinerlei Anlaß zu einem Duell. Um nun seinen Gegner zu zwingen, den Zweikampf anzunehmen, veröffentlichte Dr. Rosenberg im „Egyetértés" ein offenes Schreiben, welches die beabsichtigte Wirkung erzielte, denn das Duell fand am zweiten Tage statt, und Graf Batthyanyi blieb tot auf dem Platze. Das merkwürdige Drama hatte ein Nachspiel; am 22. Januar 1884 fand in Temesvar gegen Dr. Rosenberg eine Gerichtsverhandlung statt, bei welcher er zu zwei Jahren Staatsgefängnis verurteilt wurde, welches Urteil aber später durch die königliche Kurie in ein Jahr Staatsgefängnis umgeändert wurde.

Ende September 1884 fand wieder ein blutiges Duell einer Dame wegen in Pest statt, und zwar zwischen Herrn Neuschloß, Sohn eines bekannten Großindustriellen, und Herrn Vastagh, dem Sohne eines bekannten Malers, bei welchem Ersterer drei schwere Wunden am Arme erhielt. Das Renkontre, welches die beiden jungen Leute hatten, datierte schon von längerer Zeit her, als die beiden jungen Leute noch Freiwillige waren; aber sie verschoben das Duell, bis sie die Offiziersprüfung abgelegt hatten.

Heiter war das Duell Lichtscheid-Stempfel im Wiener Garnisonsspital wegen zwei schlecht geschriebener Buchstaben. Es fand statt zwischen zwei Militairärzten, und zwar darum, weil der eine von den beiden Herren „Dysentherie" statt „Dysenterie" geschrieben hatte. Sein Kollege machte hierüber eine Bemerkung, und die Verletzung des einen der beiden Duellanten an den Fingern, in welchen bekanntlich die Orthographie sitzen soll, war die Folge dieser unorthographischen Schreibweise.

Zu gleicher Zeit fand in Brünn zwischen den Reserve-Leutenants Baron Offermann und Herzfelder, Fabrikantensöhnen in Brünn, in der dortigen Jesuitenkaserne ein Säbelduell statt, welches mit einer unerheblichen Handverletzung Herzfelders endete. Die Ursache war, daß Herzfelder die junge Gattin Offermanns „in verletzender Weise nicht gegrüßt haben soll".

Am 22. Januar 1890 brachte das „Neue Wiener Abendblatt" eine telegraphische Nachricht aus Pest, die also lautete: „Einen tragikomischen Ausgang hatte ein Duell zwischen dem Grafen Stefan Keglevich, gewesenen Intendanten, und dem Reserve-Husaren-Leutenant Landauer wegen eines Renkontres in der Oper. Der Graf versetzte nämlich seinem Gegner zwei starke Flachhiebe auf den Kopf und den Magen, daß derselbe wegen gastrischer Uebelkeiten den Kampf aufgeben mußte."

Am 24. Juni 1892 enthielt das „Neue Wiener Tagblatt" die folgende ihr aus Budapest zugekommene Nachricht: „Ein Duell fand heute statt, das einen blutigen Ausgang hatte. Der Fabrikant Theodor Wolfner schlug sich mit dem Kisberer Domänendirektor Eduard v. Nick und Letzterer erhielt eine schwere Verwundung am Kopfe. Das Motiv des Duells waren antisemitische Aeußerungen des Herrn v. Nick."

Zu erwähnen wäre noch das berühmteste aller Duelle die zwischen Juden und Antisemiten geführt wurden: das Duell Mayer-Morés. In der Drumontschen „Libre Parole" erschien anfangs Juni 1892 ein Artikel unter dem Titel: „Die Juden in der Armee", der vom Grafen Lamasse unterzeichnet war. Dieses Artikels wegen wurde Lamasse von dem jüdischen Rittmeister Cremieux-Foa zum Duelle gefordert, welches am 20. Juni stattfand, jedoch nach einem zweimaligen Kugelwechsel unblutig verlief. Eine Folge dieses Duells war aber ein anderes, das einen tragischen Verlauf genommen: der Zweikampf zwischen dem antisemitischen Anarchisten Marquis Morés und dem jüdischen Hauptmann Mayer. Das Duell fand am 23. Juni statt, und zwar fiel es für den Hauptmann sehr unglücklich aus, denn schon zu Beginn des Duells erhielt er einen Stich durch die Lunge und blieb tot auf dem Platze. Marquis Morés stand in Paris am 29. August vor dem Schwurge-

richt, wurde aber freigesprochen. Die „Neue Freie Presse“ schrieb damals: „Wenn der eine (von den beiden Duellanten, nämlich der Marquis Morés) Muskeln wie ein Athlet hat und der andere (nämlich Hauptmann Mayer) an Krämpfen im Arme leidet, so kann man dies nicht gut vorhersehen. Dann ist es eben schlimm für den Schwächeren. Es ist eigentümlich rührend, zu hören, wie dieser Hauptmann Mayer, der seinen geschwächten Arm täglich massieren lassen mußte, in der vollen Kenntnis seiner körperlichen Inferiotät antrat, da er zu stolz war, sie mitzuteilen, und nach drei Sekunden erstochen wurde. Drei Sekunden! Also im Handumdrehen, auf den ersten Ausfall mit dieser „Colichemarde“, die für seine Hand zu schwer war. Das Los hatte das vom Marquis mitgebrachte, ungewöhnlich schwere Paar von Degen entschieden. Man ist übrigens darin einig, daß Marquis Morés ebensowenig wie die vier Sekundanten die Duellregeln verletzten. Man ist ferner darin einig, daß der Marquis nicht die Gewohnheit habe, schwache Gegner für seine Klinge zu suchen. Man kann in diesem Falle daher nur dem toten Hauptmann Mayer einen Vorwurf machen. Er beging den Fehler, der Schwächere zu sein. Aber diesen Fehler hat er redlich gebüßt.“ — — Soweit frei nach dem gen. Buche.

Einen Kommentar zu den, beiläufig bemerkt, sehr unvollständigen Aufzeichnungen Wiesingers, — der, wie es scheint, von den jüdisch-antisemitischen Duellen in Deutschland nichts weiß, — liefert einerseits ein Wort der heil. Schrift: „Sie mischten sich unter die Völker und lernten ihre Sitten“, andererseits die wehmütige Klage Shylocks.

„. . . . . . . Er hat mein Volk geschmäht, . . . meine Freunde verleitet, meine Feinde gehetzt. Und was hat er gehabt für Grund? Ich bin ein Jude.

Hat nicht ein Jude . . . Leidenschaften? mit derselben Speise genährt, mit denselben Waffen verletzt, denselben Krankheiten unterworfen, mit denselben Mitteln geheilt, gewärmt und gekältet von eben dem Winter und Sommer wie ein Christ?

Wenn ihr uns stecht, bluten wir nicht? Wenn ihr uns kitzelt, lachen wir nicht? Wenn ihr uns vergiftet, sterben wir nicht? Und wenn ihr uns beleidigt, sollen wir uns nicht rächen?

Sind wir euch in allen Dingen ähnlich, so wollen wir es euch auch darin gleichthun . . .“

Biographische Bausteine.

— **Professor Lazarus** ist vom Hebrow Union College in Cincinnati zum Doktor der Theologie ernannt worden. Die liebenswürdige Auszeichnung beantwortet Lazarus durch ein Schreiben, das wir hier fast vollständig wiedergeben.

„Gern möchte ich Ihnen ausführlich darlegen, welchen Quellen und welcher Richtung meiner geistigen Thätigkeit ich es zu verdanken glaube, daß Sie die Güte gehabt haben, mir eine so besondere Ehre zu erweisen. Diejenigen, welche nur flüchtig meine innere Lebensarbeit betrachten, mögen erstaunt sein, mich zum Doctor of Divinity ernannt zu sehen. Vor Ihnen aber will ich gern, wie ich es in den letzten Jahren mehrfach öffentlich gethan, bekennen: ich bin nicht blos ein Psycholog und Völkerpsycholog und auch ein Jude; nicht ein Jude und auch Völkerpsycholog. Vielmehr ist es für mich, als Juden, der beglückendste Gedanke, man werde in der Zukunft, wenn die Völkerpsychologie zu einer gedeihlichen und einflußreichen Wissenschaft entwickelt sein wird, anerkennen, daß der erste Anbau derselben mindestens persönlich auf dem Grunde des Judentums emporgesprossen; in Wahrheit aber auch die Ideen, die sie auszubilden strebt, aus den letzten und tiefsten Quellen des Judentums entspringen. In diesem sind seit sehr lange und zuerst die Anschauungen heimisch, welche mich geleitet haben, das ganze Menschengeschlecht als eine Familie zu betrachten, als eine in ihrem Ursprung, aber noch viel mehr und noch viel höher in ihrem Ziele erkennbare Einheit anzusehen, die in allen Gliedern auf ihren Bestand und ihren Entwickelungsgang zu erforschen, zu den höchsten Aufgaben menschlicher Erkenntnis gehört. Nicht den äußeren Anlaß, aber den inneren Antrieb meines wissenschaftlichen Strebens und speziell der Grundlegung der Völkerpsychologie glaube ich dem Judentum, als dem Nährboden meines geistigen Lebens zu verdanken; sicher aber weiß ich auch, gerade durch die psychologische Betrachtung der Geschichte, der ursprünglichen Mannigfaltigkeit und des fortschreitenden Aufschwung der Völker, und durch ihre Vergleichung immer heller und immer bewußter ein Bekenner des Judentums geworden zu sein; seinen ethisch-religiösen Gehalt und seine nie rastende Entwickelung habe ich in den Thatsachen der Vergangenheit und in den Hoffnungen und Bestrebungen für die Zukunft immer mehr frei zu erforschen und immer mehr treu zu bekennen gelernt. Wenn es deshalb mir seinerzeit die größte Genugthuung bereitet hat, daß der berühmte zeitgenössische Kirchenhistoriker der evangelischen Theologie in Jena, Dr. Nippold, in seinem „Handbuch der neuesten Kirchengeschichte“, in welchem er mit solcher Geistesfreiheit auch die Bewegungen im Judentum der historischen Beobachtung unterwirft, daß also der Fernstehende in voller Unbefangenheit לפי תומו — noch vor dem Erscheinen meiner Schrift über den Jeremias — mein Arbeitsgebiet als eine „Erscheinung der jüdischen Forschung, welche am meisten typischen Charakter hat,“ bezeichnete, und „Das Leben der Seele“ — „Ideale Fragen“ und „Treu und Frei“ als ein „ähnliches Gemeingut der Theologie, wie die Vorträge Döllingers“ erklärte: — dann darf ich mit gutem Gewissen und ohne Verletzung der Bescheidenheit den Grad eines D. D. von Ihnen annehmen, mich dieser Ehre freuen und Ihnen von ganzem Herzen dafür danken . . .“ d.

* * *

— **Max Nordau.** Herr Robert Sherard, der Biograph Zola's und Daudet's und der Sprecher der großen Mehrheit hervorragender „littérateurs“ in Paris, hat der „Westminster Gazette“ eine interessante Biographie Max Nordau's mitgeteilt, welche dadurch, daß sie in ihren Hauptpunkten von dem Autor der „Entartung“ selbst herrührt, nur noch interessanter wird. Die Einzelheiten aus Herrn Nordau's früherem Leben sind nun zum ersten Male veröffentlicht; obwohl sie für seine vielen Freunde, die sie häufig aus seinem eigenen Munde erfahren haben, keineswegs neu sind. Wir erfahren, wie er vor 46 Jahren in Pest geboren wurde und von Vater und Mutter — jener ein Deutscher und diese eine Russin — eine gründliche jüdische Erziehung erhielt; wie er von einem Missionar englisch lernte, und wie der Versuch dieses Missionars, ihn zum Christentum zu bekehren, mißlang; wie er, kaum den Kinderschuhen entwachsen, sein Debut im Journalismus machte und dann Medizin studierte und die Hauptstädte Europa's besuchte, indem er sich mit seiner Feder Geld verdiente und es mit eiserner Sparsamkeit seinen Bedürfnissen anpaßte. Seine spätere litterarische Laufbahn ist wohlbekannt. Wenige moderne Schriftsteller haben größere Erfolge erzielt und eine größere Viel-

seitigkeit entfaltet. Philosophie, Geschichte, Gesellschaftskunde, Romanschreiberei, Dichtkunst, litterarische Kritik — alle diese Zweige der Litteratur finden in Max Nordau einen Ausleger, der, ohne konventionell zu sein, stets verständig und manchmal sogar glänzend ist. Seine Freunde sind so mannigfaltig wie seine Gefühle. Eines seiner Schauspiele: „Das Recht zu lieben", ist der Madame Nowikow gewidmet, die trotz der unsympathischen Haltung, die sie in ihren öffentlichen Aeußerungen über die Judenfrage annimmt, in ihrem privaten Verkehr keine Rassen- oder Glaubensunterschiede macht und zu ihren eifrigsten Bewunderern viele bedeutende Juden zählt. —

Nur ein Ding vermissen wir in Sherard's Biographie. Er erzählt uns viel über Herrn Nordau's Vater, der ein gelehrter Hebraist war, Verfasser einer hebräischen Sprachlehre, einer Uebersetzung (mit Kommentar) der Kirchenväter (?) und ein beständiger und geschätzter Mitarbeiter der „Bikkureh Haitim", aber er verschweigt den Namen des Gelehrten. Vielleicht wird es als Indiskretion angesehen, wenn wir den Schleier heben, der so lange die Persönlichkeit des Herrn Nordau verhüllte. Max Nordau's wirklicher Name ist Simon Südfeld, und er ist der Sohn von Gabriel Ben Oser Ben Simcha Südfeld, dessen רחובות הביאור und ליקוטי הפרחים hebräischen Gelehrten wohlbekannt sind. — s.

Die Zerstörung Jerusalems.

Skizze für unsere reife Jugend.

(Fortsetzung aus Nr. 29 dieses Blattes.)

Jerusalem hatte niemals einen so hohen Grad von Schönheit und Pracht und eine solche Festigkeit nach außen erlangt, als zur Zeit, wo der nahe Untergang ihm bevorstand. Von drei festen Mauern war die Stadt umschlossen, wo nicht unersteigliche und abschüssige Punkte die Befestigung unnötig machten. Die Stadt selbst war auf zwei einander gegenüberliegenden Hügeln erbaut, die in der Mitte durch eine Thaleinsenkung getrennt waren, in welche die beiderseitigen Häuserreihen mündeten. Jerusalem zerfiel dadurch in mehrere Quartiere; von den Hügeln war derjenige, welcher das erste Quartier, die prächtigen Gebäude der Oberstadt trug, der Zionsberg nämlich, bei weitem höher und stärker als die übrigen, weshalb er auch schon von David zur Zitadelle Jerusalems ausersehen war; ein anderer Hügel, Akra genannt, auf welchem die untere Stadt gebaut war, ward durch das sogenannte Käsemacherthal (Tyropoion), dessen wir oben schon Erwähnung gethan, von der Davids-Stadt getrennt; der Akra gegenüber lag ein dritter Hügel, welchen die Hasmonäer zur Zeit ihrer Regierung schon mit dem Tempelberg durch das Ausfüllen des dazwischen liegenden Thales verbunden hatten. — Die dreifachen Mauern, die von zwanzig Fuß breiten und ebenso hohen Türmen überragt wurden, zogen sich fast um die ganze Stadt, welche einen Umfang von mindestens einer deutschen Meile hatte. War nun die dritte, äußerste Mauer an und für sich schon wegen ihrer neunzig massiven Türme bewunderungswürdig, so ragte über alle der im Nordwesten der Mauer befindliche Eckturm, der Psephinos, in dessen Nähe Titus sein Lager aufgeschlagen hatte, hervor. Er war achteckig und seine Höhe betrug nach Josephus' Ueberlieferung achtzig Ellen; demselben gegenüber erhob sich noch ein ähnliches Bollwerk, der Hippikos, welchem noch zwei andere in der Nähe befindliche Türme an Stärke wenig nachgaben.

Neben diesen ungeheuren Verteidigungswerken — welche Jerusalem fast unüberwindlich erscheinen ließen, namentlich wenn wir die durch Schluchten und steile Felswände geschützten Teile noch hinzunehmen — befand sich in der Stadt selbst nochmals eine starke Festung; es war nämlich auch der Tempel mit Ringmauern und Hallen umgeben, die auf einem Unterbaue von dreihundert Ellen ruhten, wodurch jenem erhabenen Gebäude der größte Schutz gewährt werden sollte.

Titus lagerte, wie wir bereits bemerkt, in der Nähe des Psephinos. Die Römer rüsteten sich zu einem furchtbaren Angriff; Bäume wurden umgehauen, Saaten zerstört, die ganze Umgebung Jerusalems einer Einöde gleich gemacht. Während die Legionen an die Aufstellung der Belagerungswerke gingen, versuchte Titus eine Rekognoszierung der Mauern, wurde jedoch von einem Haufen jüdischer Krieger aus einem Hinterhalte überfallen und entging kaum der persönlichen Gefahr. Vor der Bestürmung der äußeren Mauer schickte er sodann den Geschichtschreiber Josephus, der heuchlerischer Weise zu den Römern übergegangen war, und dessen Freund Nikanor mit der Aufforderung an die Belagerten, die Stadt freiwillig zu übergeben. Ein Steinregen auf die Abgesandten war die Antwort. Nun war es äußerste Zeit, zur Blockierung zu schreiten; die Sturmböcke werden aufgefahren, die Balusten, Katapulten und Skorpionen, jene furchtbaren Schleudermaschinen der alten Römer, in Gang gesetzt. Panischer Schrecken ergreift die Juden in der unteren Stadt, welche immer noch mit ihren Brüdern auf dem Zion in Feindschaft lebten, bei dem furchtbaren Geräusche und donnerähnlichen Krachen, mit welchem die Wurfgeschosse an die äußersten Mauern anprallen. Gerade diese Bestürzung aber machte jene zu tollkühnen Streitern; von Stunde zu Stunde beunruhigten sie die Römer durch ihre mutvollen Ausfälle, töteten viele derselben, steckten die Wurfmaschinen wiederholt in Brand oder nahmen solche zum eigenen Gebrauche mit auf die Mauern, sie gegen die Werke der Römer selbst kehrend. Allein trotz dieser ausgezeichneten Verteidigung und der ungeheuren Festigkeit der Mauern drangen und brachen die Römer durch. Da zündete wieder einmal ein Strahl besserer Einsicht bei den Belagerten; der Geist der Vereinigung siegte über die elenden Parteiungen, und Johannes kam in die Unterstadt, den dortigen Brüdern beizustehen. Und nicht blos die Zeloten, sondern alle, die nur Waffen tragen konnten, nahmen teil am Kampfe; selbst Frauen, wutentbrannt, ließen sich nicht abhalten, gegen die Römer in den Kampf zu ziehen, und die heilige Stadt zu verteidigen. Trotz dieses Heldenmutes aber vermochten die Juden hier nicht mehr zu widerstehen; man konnte die Wucht des römischen Angriffes nicht mehr abhalten, und die erste Mauer fiel in des Feindes Hand. Doch wurde dadurch der Todesmut der Juden nur noch mehr gesteigert. „Gott," sagten sie, „kann die heilige Stadt nicht zu Grunde gehen lassen!"

Titus näherte sich sofort der zweiten Mauer, welche zu erobern voraussichtlich viel mehr Blut kosten mußte. Die Juden in der Verteidigung machten ungeheure Anstrengungen, aber ein gewaltiger eiserner Sturmbock brachte bald den Hauptturm auch dieses Verteidigungswerkes zum Wanken, dennoch versuchten die Römer vergebens einzudringen; die Belagerten, anstatt den Mut zu verlieren, machten einen Ausfall und richteten ein furchtbares Blutbad unter den römischen Truppen an; die Feinde wurden genötigt, die zweite Mauer, welche von der Burg Antonia und dem Tempel auf der östlichen, von der Veste Herodes auf der westlichen Seite

beherrscht war, zu verlassen, und erst nach vier Tagen, unter fortwährenden blutigen Kämpfen, vermochten sie ihre Stellung wieder zurückzuerobern und die zweite Mauer zu nehmen. Wie erstaunte Titus, als er sich auch jetzt noch nicht in der Stadt selbst sah und sich noch eine dritte weit stärkere Mauer für sein Eroberungstalent darbot! Allein jetzt half ihm bald der schrecklichste Feind der Juden, der Hunger, die Stadt erobern, und verräterische Römerfreunde, die ganze vornehme Partei in der Stadt, gaben ihm durch beschriebene Pfeile, welche sie ins feindliche Lager absandten, Kunde von allem, was in derselben vorging. 600 000 Menschen hatten, wie wir oben erzählt, zur Passahzeit die Einwohnerzahl von Jerusalem vermehrt; und wie dies bei allen Belagerungen zu geschehen pflegt, die Lebensmittel, welche durch die früheren Kämpfe schon großenteils zerstört worden waren, schwanden mehr und mehr, Krankheiten und Seuchen traten ein; ein großer Teil der Einwohner wurde dahingerafft. Der Hunger forderte massenhaft seine Opfer; Tausende von Menschen schlichen halbnackt, dürr und abgemagert auf den Straßen einher, jedes Stückchen Holz, jedes Hälmchen Stroh, jedes Fleckchen Leder zur Nahrung gierig aufraffend. Viele trieb jetzt blos der nagende Hunger in das Lager der Römer, aber nichtsdestoweniger mußte Titus auf die Hoffnung verzichten, bald den Krieg beenden zu können. Nochmals versuchte er einen Vergleich mit den Belagerten abzuschließen und ließ sie durch Josephus mahnen, die Stadt zu übergeben. Josephus sprach zu ihnen von einem erhöhten, über Schußweite entfernten Orte aus und bewies ihnen in eindringlichen Worten, daß Stadt und Tempel unrettbar verloren seien. — Alles vergebens; die Zeloten in ihrem blinden Fanatismus warfen mit Steinschleudern nach Josephus; sie dachten die Stadt dennoch halten zu können, oder wollten lieber im Kriege fallen, als nach der Uebergabe als Aufrührer hingemordet werden. — Als hierauf einige der Reicheren ihre Habe um Spottpreise verkauften, die erlösten Goldstücke, damit dieselben nicht von den Römern entdeckt und ihnen geraubt würden, verschlangen und dann zu den Feinden übergingen, beschlossen die Zeloten, alle diejenigen umzubringen, welche Miene zum Entfliehen machten; auf diese Weise verloren viele der ersten Bürger Jerusalems ihr Leben. Aber welch ein Schicksal erwartete die Unglücklichen, die zu den Römern übergegangen waren! Die goldgierigen syrischen und arabischen Soldaten, die erfahren hatten, daß einzelne Juden Gold verschlungen haben sollten, fielen über die aus der Stadt Geflüchteten her, mordeten über zweitausend derselben, um ihr Inneres nach verborgenen Schätzen zu durchwühlen! — Indessen war Titus fortwährend thätig, die Stadt in seine Gewalt zu bekommen. Die Hungersnot nahm auf eine furchtbare Weise überhand. Alle Gesetze der Gesellschaft waren gelöst; der Hunger ertötete alles menschliche Gefühl; Weiber rissen den Männern, Kinder den Vätern, Mütter ihren unmündigen Kindern die Speise aus dem Munde; Wahnsinnige stürzten auf den Straßen umher, wütend nach Speise schreiend; Eltern und Kinder kannten sich nicht mehr. Knaben und Jünglinge, krankhaft angeschwollen, wankten wie Schatten über die Straßen hin und stürzten entseelt zu Boden. Leiche lag an Leiche, Sterbender an Sterbendem; die Not war gräßlich — jede Schilderung erlahmt! — Die Toten wurden aus Mangel an Gräbern über die Mauern geworfen, und so bildete sich ein Wall von Menschenleibern vor der dritten Mauer, welche jetzt von den Sturmböcken der Römer erschüttert wurde.

(Schluß folgt).

Feuilleton.

Entgleist!

Nachdruck verboten.

Eine galizische Erzählung von Wilhelm Feldman.
(Fortsetzung.)

Infolge großer Ermüdung schlief Klara länger als gewöhnlich. Dieses fremde Dach behagte ihr besser, als ein Hotel. Als sie erwachte war bereits heller Tag. Da hörte sie ein lautes, in deutscher Sprache geführtes Gespräch und das Kichern von Kindern. Sie fand sich bald auf der Veranda, wo eine nicht zahlreiche Gesellschaft das Frühstück verzehrte, ein.

„Guten Morgen, guten Morgen", rief Frau Jeanette, sie erblickend, „sind auch Sie so ein Frühvogel? Wir haben das von einer Städterin nicht erwartet. Und auf welche Weise haben Sie sich zu uns verirrt? Mein Mann — Fräulein Cybulska." Herr Elias Marmor, wie ein Fünfzigjähriger ausschauend, von würdiger Statur, mit grau meliertem Backenbart, begrüßte die Lehrerin mit einigen herzlichen Worten. Es wurde sofort noch ein Gedeck aufgetragen.

„Sie werden unser Polnisch, welches wahrscheinlich viel zu wünschen übrig läßt, verzeihen. Meine Frau nämlich und ich sind in solch einer Schule und in solch einer Zeit erzogen worden, wo die Kenntnis der polnischen Sprache nur eine untergeordnete Rolle spielte. Erst in letzter Zeit nahmen wir uns der vernachlässigten Grammatik an; seit der Zeit besonders, daß ich Karotka erstand, studieren wir fleißig die polnische Sprache und Litteratur, aber natürlich haben wir den Gipfel der Vollkommenheit noch nicht erstiegen". Er sprach dies mit solch einer Schlichtheit, daß dies, trotz der „semitischen" Physiognomie des Herrn Elias, Klaras Herz gewann. Ihren Kaffee schlürfend, stotterte die Hausfrau einige Worte der Zustimmung. — „Und das sind Ihre Schülerinnen. Röschen, Mariechen! bewillkommet das Fräulein". Und die zwei schmucken Mädchen näherten sich schüchtern. Beide aufblühende Knospen, mit dunkelbraunem Haar und in dunklen wollenen Kleidchen zählten gegen zehn Jahre. — „Es ist schön, daß auch sie so früh aufstehen", bemerkte Klara.

Auf diese Weise wurde sie in ihr Amt eingeführt. Jetzt schritt sie nicht mehr mit solchem Eifer und Verlangen, mit solcher Hingebung an die Arbeit, wie zu Beginn ihrer Laufbahn. Sie war nicht mehr so opferwillig, nicht mehr zur Selbstverleugnung, zu äußeren Kraftanstrengungen geneigt, weil sie nicht mehr an deren Früchte und Hoffnungen glaubte. Kühl, nüchtern und mit Berechnung sprach sie mit der Herrschaft Marmor über ihre Stellung und über die gegenseitigen Obliegenheiten. Ihr feines Benehmen aber, ihre Sprechweise und ihr ganzes Wesen brachten es mit sich, daß Frau Jeannette im Flüstertone zu ihrem Manne sagte: „Dieses Mädchen entzückt mich"! — „Sie hat Verstand, und das macht einen guten Eindruck", erwiderte Herr Elias. — Klaras erste Arbeit war, ihre Schülerinnen zu examinieren, um die Basis kennen zu lernen, auf welcher sie ihren Unterrichtsplan stützen wollte. Was sich in ihrer bisherigen Praxis noch nicht ereignet hatte, das widerfuhr ihr hier. Die Frau Jeannette war beim Examen zugegen, erteilte der Lehrerin Aufklärungen, Anhaltspunkte und Ratschläge und entwarf mit

ihr gemeinschaftlich die Einteilung und den Arbeitsplan. Bei dieser Gelegenheit zeigte sie eine große Intelligenz und Bildung, so daß Klara beschloß, vor solch einer Kontroleurin auf ihrer Hut zu sein. Und sie begann die Arbeit. Sie führte ihr Werk langsam, methodisch und gewissenhaft, ohne Exaltation und ohne Widerwillen aus. Die Kinder faßten leicht auf, waren gut erzogen und lieb. Nicht mit viel Arbeit überbürdet, erfüllten sie mit Hilfe der geliebten Mutter alle ihnen auferlegten Pflichten. Im Laufe einiger Wochen kränkten sie sie kein einziges Mal durch Hartnäckigkeit, Trägheit oder „Kindereien". Das sorgsame Mutterauge wachte nämlich über sie. Ihre freien Stunden, — und sie hatte deren genug, — brachte Klara bei sich einsam zu. Der Herbst nahte heran, die ganze Natur in ein trauriges Sterbegewand hüllend. Klara konnte nun nicht mehr im Freien weilen und obwohl von dem Ehepaar Marmor öfter und herzlich eingeladen, nahm sie anfänglich an deren Gesellschaft nicht teil. Es war dabei viel Stolz und Mißtrauen zu den „die großen Herren spielenden Juden", aber auch das Bedürfnis nach Ruhe und Erholung, deren ihre abgequälte Seele bedurfte. Und sie war physisch und moralisch müde. Den aus den früheren Lebensepochen davongetragenen lebhaften Eindrücken und Einflüssen folgte auf jedem Punkte eine natürliche Reaktion. Sie veränderte sich innerlich unter dem Drucke der Verhältnisse, von der glühenden Romantik ging sie in ein Stadium des Skeptizismus über. Vorderhand herrschte in ihrem Geiste eine vollständige Zerrüttung und eine Stagnation. Sie schloß sich in sich ab, zufrieden daß sie eine träge Ruhe genießen durfte. Der früheren Heißblütigkeit war jetzt eine halbe Leblosigkeit gefolgt. Sie las wenig, manchmal irgend ein Zeitungsblatt; sie dachte wenig — manchmal an materiell ihr nahestehende Personen; sie arbeitete auch wenig, den Kreis ihrer pädagogischen Arbeit nicht überschreitend. An sich, an ihre Vergangenheit dachte sie ebenfalls nicht viel. Aber die im Hause ihrer Brotgeber herrschenden Verhältnisse erregten ihre Aufmerksamkeit. Sie begann sie näher zu beobachten. Vor allen interessierte sie der ihr bekannte Greis, welcher der Vater des Herrn Elias war. Eine charakteristische und Achtung gebietende Persönlichkeit. Er sah wie einige sechszig aus, zählte aber beinahe achtzig Jahre. Groß, hager, mit einem langen weißen Barte und im langen Kaftan, unterschied er sich äußerlich durch nichts von den übrigen Klara verhaßten Chassidim. Er war aber immer sauber, ja beinahe elegant gekleidet. Auf seinem mageren und geröteten Gesichte leuchtete oft ein Lächeln der Ruhe und Nachsicht, das Lächeln eines Menschen, der das gewöhnliche Maß überragt und das Leben von einem höheren Gesichtspunkte betrachtet. Sanft, gut und voll Würde machte er auf Klara einen überaus sympathischen Eindruck.

Seine Stellung im Hause des Sohnes war eine eigenartige. Der Greis hatte am rechten Flügel ein separates Zimmer, welches er fast während des ganzen Tages nicht verließ. Klara wußte noch nicht, daß er auch eine separate Bedienung und eine eigene Köchin hatte. Nur des Abends kam er ins große Sprisezimmer, wo sich die ganze Familie versammelte. Alle umgaben ihn mit Achtung und Liebe, alle gingen in seiner Gegenwart „auf den Zehen". Er nahm auf einem bequemen Fauteuil in der Nähe des Ofens Platz, beteiligte sich am Gespräche oder hörte die Zeitungen, welche ihm laut vorgelesen wurden. Am liebsten wat es ihm, wenn ein Enkelkind dieses Geschäft besorgte. Manchmal geschah es, daß er, wenn die Kinder infolge Ermüdung oder der vorgerückten Stunde am Kanapee einschliefen, oder, zu seinen Füßen sitzend, ihre Türkis-Aeuglein mit Neugierde auf ihn hefteten, sie mit einem Blick voller Liebe und Rührung umschlang, daß es zu erkennen war, daß dieser bereits am Grabe stehende Greis, in sich noch die Fähigkeit der Hingebung besitze. Gewöhnlich wenn er sich auf seinen Thron niederließ, hingen sich die Kinder an seinen Kaftan, oder klammerten sich an die Fauteuil-Lehnen, streichelten und liebkosten das Großväterchen, schlangen ihre Händchen um seinen Hals, küßten seinen Bart und riefen: eine Geschichte, eine Geschichte! Dann umschlang sie der Greis zärtlich, manchmal brummte und schalt er, manchmal entschuldigte er sich, am häufigsten aber begann er gleich mit den „Geschichten". Es waren dies entweder Erzählungen aus der Bibel, oder Sagen aus dem Talmud und der Hagada. Bald sprach er von den früheren Königen, bald von den Propheten Judas, er erzählte von den feurigen Maccabäern und dem sanften Hillel, von der Macht und dem Verfalle des Reiches; und das alles mit einer solchen Schlichtheit und Anmut, alles so dem Begriffsvermögen dieser Zuhörerinnen angepaßt, daß Klara, welche einmal abends zugegen war, sich lange das Bild dieses im Familienschoße sitzenden, von einem Kinderkranze, von Liebe und Glück umgebenen Patriarchen nicht aus dem Gedächtnisse schlagen konnte. Im Anfange war sie aber nur äußerst selten bei diesen Abendgesellschaften zugegen. Sie ruhte lieber aus.

IV.

Im allgemeinen erging es ihr gut. Die „Herrschaft" achtete und schätzte sie, die Kinder, wißbegierig und fleißig, liebten sie. Sie begann ihre geistige Stumpfheit abzulegen, die Augen zu öffnen und, anfänglich neugierig und dann mit großem Interesse, die neuen Menschen und Dinge zu beobachten. Unter dem Einflusse der Ruhe, der guten Luft, der gesunden Speisen und der mit keiner Sorge und mit keiner bedeutenden geistigen Anstrengung verbundenen Arbeit, begann sich ihr aufgeregtes Nerven-System zu beruhigen, ihre geschwächten Kräfte wurden wieder frisch und befestigten sich, allmählich erlangte sie ihr Gleichgewicht. Zum ersten Male begegnete sie hier einer Generation, die einen Uebergangs-Typus zwischen den Juden vom alten Schlage und den bereits vollständig emanzipierten bildete. Zu dieser Klasse konnte man füglich auch ihre Lemberger Anverwandten zählen, sie aber betrachtete diese von ihrem subjektiven und kindlichen Gesichtspunkte. —

Klara bemerkte, daß der alte Herr einige Mal in der Woche Röschen und Mariechen auf sein Zimmer nahm, ihnen dort durch längere Zeit irgend einen Unterricht erteilend. Aus purer Neugierde bat sie ihn um Aufklärung. — „Ich lehre sie Religion", erwiderte er. „Wie das", frug sie. „Sie unterrichten sie wohl im Talmud und in der biblischen Geschichte?" — „Aber wo denken sie hin?" und er lächelte nachsichtig. „Entschuldigen Sie, Fräulein, ich will Ihre hohe Intelligenz nicht in Abrede stellen, Sie sind aber erzogen in solchen Schulen, wo man wähnt, daß die Geschichte der Juden mit den Erzählungen der Bibel schließt, während sich die Sache ganz anders verhält. Die Juden haben eine große, glänzende und herrliche Geschichte; ihre Existenz ist von Momenten des Glückes und der Macht umstrahlt, aber noch öfter von den Fesseln der Gefangenschaft, der Irrfahrten und der Verfolgungen bedrückt und erstickt. Ihre Geschichte zählt viele schwarze, grauenerregende Blätter, voll düsterer Poesie und Tragik . . ." Und er geriet in Eifer. — „So? So?" verwunderte sich Klara und bat ihn, ihr die „Geschichte der

Juden" auf einige Zeit zu leihen. „Sehr gern, sehr gern," erwiderte er, „nur sehen Sie, in polnischer Sprache ist bis jetzt keine ordentliche jüdische Geschichte vorhanden. Ich habe nur deutsche Bücher und mit diesen werde ich Ihnen gern dienen. Im allgemeinen habe ich eine ziemlich starke Bibliothek und bitte Sie, von derselben recht oft Gebrauch zu machen." Klara begann also die Geschichte ihres großen und unglücklichen Stammes zu studieren. Dieselbe war ihr bisher nur aus dem kirchlichen Handbuche, dessen sich ihre Kolleginnen im Konvikte bedienten, bekannt, denn für die Jüdinnen wurde dieser untergeordnete Schulgegenstand nicht vorgetragen. Jetzt machte sie sich mit der Geschichte der politischen und sozialen Existenz der Juden bekannt. In sehr kurzer Zeit verschlang sie die Geschichte des Altertums. Und sie lernte ein Volk kennen, welches blühte, sich in Glanz und Macht entwickelte, der Menschheit die Bahn der Zivilisation eröffnete, bis es von seinem Piedestal stürzte, weil die geschichtliche Notwendigkeit dies erheischte. Es brachte aber auf die Welt die zwei größten Genien: in erster Reihe Moses und fünfzehnhundert Jahre nach ihm Jesus. (Fortsetzung folgt.)

Wochen-Chronik.

Bürgerliche Verhältnisse.

*Ein Interview.** Der Dozent an der isr.-theologischen Lehranstalt in Wien, Dr Landau, hatte jüngst ein Interview mit dem Abg. Bebel. Auf die Frage Dr. Landau's über das Verhältnis der „Judenfrage" zur sozialen Frage und ob durch letztere auch erstere gelöst werden würde, antwortete Bebel: „Die Judenfrage besteht; ihre Existenz leugnen, heißt so viel, wie die Existenz der sozialen Frage leugnen. Die Judenfrage wird so lange bestehen, wie die soziale Frage; sie ist eine Krankheit der Bourgeoisgesellschaft, die jedoch noch geheilt werden kann. Das Heilmittel ist die Abschaffung der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung ... In meinen Reden mache ich die Bauern aufmerksam, daß, sobald die Juden weggehen, meinetwegen alle ins Meer gestürzt werden, bald andere, sogenannte „christliche" Unternehmer kommen, die, minder reich, eher ein Interesse hätten, sie kaput zu machen. Diese Erklärung leuchtet den Leuten ein. Also ist die Judenfrage eine wirtschaftliche Frage, eine Frage der Konkurrenz, des Neides und des Brothasses. Das sehen Sie am Besten bei Ahlwardt. Dieser beschränkte Mensch wurde ursprünglich als reiner Antisemit gewählt; doch als er mit den Interessen des kleinen Bauern sich zu beschäftigen anfing, sah er, daß nicht nicht nur der Jude, sondern auch der Junker ausbeute. So wurde die Losung des Mannes, der das erstemal mit Hilfe der Junker gewählt wurde: „Gegen Juden und Junker!" — Auf die Frage, warum nicht nur der kleine Bauer, sondern auch der reiche Junker Antisemit sei, antwortete Bebel: „Die Junker sehen ebenfalls in den Juden ihre Konkurrenten. Ihre Söhne verbummeln das väterliche Vermögen und müssen sich auf freie Berufe werfen. Da steht ihnen der fleißigere, strebsamere und durchschnittlich mehr begabte Jude im Wege. Der arme Junker heiratet die Tochter des reichen jüdischen Bankiers und mit tiefem Ingrimm muß der Alte in diese Mesalliance willigen, um auf Kosten des Wappens seine eigenen Finanzen zu reparieren. — Dr. L.: „Aber der Vater des Antisemitismus in Oesterreich ist der nationale Antisemit Schönerer, bei Ihnen die Antisemiten Stöcker und Dühring." — Bebel: „Nationalität und Rasse sind nur Phrasen zur Bemäntelung eigennütziger Zwecke und, wie Tugend, Moral und Patriotismus Säulen der kaputgehenden Gesellschaftsordnung." — Dieser Bericht ist einem sozialistischen Blatte, der „Volkspresse" in Wien entnommen, und kann darum als authentisch gelten. Daß aber die letzte Antwort so gelautet habe, wie hier wiedergegeben, wollen wir doch nicht recht glauben.

*m. **Zur Frage der Feuerbestattung.** Der Verein für fakultative Feuerbestattung in Stuttgart, der eine große Anzahl von Israeliten unter seinen 770 Mitgliedern zählt, hat sich am 10. Nov. 1893 an die israel. Oberkirchenbehörde gewendet mit der Bitte, die israelitischen Geistlichen des Landes mit Weisung darüber zu versehen, wie sie sich in Fällen der Feuerbestattung israelitischer Leichen zu verhalten haben. Auf Grund des Gutachtens aller einheimischen Rabbiner ist nun nachstehende Weisung ergangen: „1. Da eine Verletzung der Leiche nach dem israelitischen Religionsgesetze auf Grund einer biblischen Anordnung, abgesehen von gewissen Ausnahmefällen nicht gestattet ist, so ist grundsätzlich die Feuerverbrennung einer Leiche religiös unzulässig und eben darum eine geistliche Mitwirkung bei derselben ausgeschlossen. 2. Da aber die rituelle Beerdigung einer jeden Leiche, selbst auch des kleinsten Teiles einer solchen, von der h. Schrift gefordert wird, so ist auch die Beerdigung der Aschenreste einer verbrannten Leiche eine religiöse Pflicht. Die Bestattung der in einer Urne gesammelten Aschenreste muß in einem rituellen Sarge erfolgen; dabei sind dieselben Gebete wie bei jeder anderen Beerdigung zu verrichten und dem Toten gegenüber dieselben Trauerpflichten zu beachten, wie bei jedem anderen. Das Halten einer Leichenrede muß dagegen in das freie Ermessen des Rabbiners gestellt bleiben, der bei einer solchen Rede sowohl alles das zu vermeiden haben würde, was den Toten oder dessen Angehörige verletzen müßte, als auch alles das, was die Erinnerung erwecken könnte, als sei die Leichenverbrennung vom israelitischen Religionsgesetze gestattet. 3. Sollte vor der Abführung des rituell gereinigten und bekleideten Leichnams im Trauerhause von der Familie die Verrichtung eines Gebetes oder einer Ansprache gewünscht werden, so ist die Abhaltung einer solchen Feierlichkeit, welche von dem Religionsgesetze weder gefordert noch untersagt ist, ebenfalls in das freie Ermessen des Rabbiners gestellt und hat er dabei dieselbe Vorsicht wie bei der Rede am Grabe zu beachten." — Eine sehr vernünftige Entscheidung!

* **Argentinisches.** Als erfreuliche Thatsache wird aus den argentinischen Kolonieen gemeldet, daß die Kolonisten sich vollkommen in ihren neuen Stand hineingelebt haben und selbst die Administration der Kolonien, die sonst wie die ehemaligen Vögte unnachsichtlich ihres Amtes waltet, ihnen das Zeugnis tüchtiger und fleißiger Arbeiter giebt. Es wäre nun sehr an der Zeit, den Kolonisten mehr Selbständigkeit zu gewähren, die ihnen ja eigentlich von allem Anfange in Aussicht gestellt wurde, sobald ihre Eignung für die Landwirtschaft erprobt sein werde. Trotzdem glauben einige der Lokal-Administratoren jedes Selbstgefühl der Kolonisten noch länger niederhalten zu müssen. In der Kolonie Clara kam es deswegen zu einem Konflikte zwischen den Kolonisten und ihrem Administrator, zu dessen Beilegung die Zentral-Verwaltung in Buenos-Ayres einschreiten und den übereifrigen Administrator desavouiren mußte. Dieser Herr hatte nämlich den nach der Kolonie gekommenen Getreidehändlern bedeutet, die Kolonisten hätten kein Recht, Getreide zu verkaufen, da sie nur als Tagelöhner zu betrachten seien, und berief sich dabei

auf eine angeblich bestehende Instruktion der Zentral-Administration, die aber, wenn sie auch bestanden haben mag, jedenfalls schon außer Kraft gesetzt worden ist, wie thatsächlich der von Buenos-Ayres gekommene Delegierte den Kolonisten das ihnen von ihrem Administrator bestrittene Recht zuerkannte. In der zu erlangenden Selbständigkeit liegt die Zukunft der Kolonien und nur unter dieser Bedingung kann das Kolonisationswerk zum Segen gereichen.

* Seit einigen Tagen weilt in Petersburg eine Gesandtschaft aus Abessynien, die der Herrscher des Landes, Negus Menelik, geschickt, um das Zarenpaar zu begrüßen und ihm mehrere kostbare Geschenke zu überreichen. Die Herrscher Ethiopiens oder Abessyniens haben schon vor dreißig Jahren einen Orden gestiftet, den sie zur Ehre ihres angeblichen Ahnherrn, des großen Salomo „Chatham Suleiman" (חותם שלמה = „Das Siegel Salomos") nannten, und der gewöhnlich nur an regierende Fürsten verliehen wird. Auch der Zar erhielt jetzt das Großband dieses Ordens, dessen mit Brillanten besetzter Stern die Devise trägt: „Es siegt der Löwe aus dem Stamme Juda." Zu dieser Gesandtschaft gehört auch der Bischoff von Harran, Gabru (גבריל) Efifkiar, der den abessynischen Titel „Abuna" (אבינו) führt, und der ganz so wie die Priester im jerusalemitischen Tempel, weiß gekleidet geht. Da der Ritus in der abessynischen Kirche ein halb jüdischer ist, so finden sich auch viele hebräische Ausdrücke in demselben, so „Kedusch (קדיש) Heiliger," „Malach" (Engel) „Kohen (Pfarrer)" 2c. In jeder Kirche giebt es zwölf Vorsteher „Rassi" (ראשים) genannt, welche die Namen: Reuben, Simon, Levi, Juda 2c. führen.

Innere Angelegenheiten.

* **Berliner Nachrichten.** Wir erhalten folgende Zuschrift: „Geehrte Redaktion! Heute, am Tisch'a b' Aw begab ich mich nach dem Friedhofe in Weißensee. Als ich dort an der Lothringstraße den Pferdebahnwagen verließ, bemerkte ich, daß 2 Gendarmen im Eilschritt vor mir dieselbe Straße hergingen. Da ich leidend bin und daher nicht imstande war den Gendarmen zu folgen, kam ich an der Friedhofsmauer an, als sich der Menschenauflauf schon zerteilte, sah aber noch, wie die Gendarmen zwei Frauen abführten. Die armen Frauen (um solche handelte es sich), namentlich die Jüngere weinte furchtbar und rang die Hände. Auf meine Erkundigung erfuhr ich, daß noch mehrere arme Frauen außerhalb der Friedhofsmauer standen, die alle abgeführt worden, weil sie das große Unrecht begingen, sich außerhalb der Mauer aufzustellen, damit ihnen gutherzige Passanten etwas schenken möchten. Wären die Frauen innerhalb des Friedhofes gewesen, es würde ihnen nichts geschehen sein. Ich frage: Ist die Berliner Gemeinde wirklich so weit, daß sie diesen armen Leuten nicht gestatten kann, an solchen Tagen innerhalb der Mauer sich an einem dazu bestimmten Ort aufstellen zu dürfen, schon wegen des Chillul haschem? Werden doch von den Beamten des Friedhofes das ganze Jahr hindurch innerhalb der Mauer Büchsen aufgestellt, damit ein jeder sein Bedürfnis zum Wohlthun befriedigen könne!

— ie.

* **Der Kampf um die „Morenu".** Am 7. d. M. hielt die „Zentral-Kommission für die Interessen der Israeliten in den Niederlanden" in Amsterdam eine Versammlung ab, speziell um den Streit zwischen dem Oberrabbiner von N.-Holland Dr. Dünner, Rektor des israelitischen Seminars, und Dr. T. Lewenstein, bisher Rabbiner in Zabrze, Oberschlesien, der seinerzeit fast einstimmig zum Oberrabbiner von Friesland gewählt wurde, zu schlichten. Man wählte ihn, weil man meinte, daß Dr. L., der in Paramaribo von holländischen Eltern geboren, bis zu seinem 25. Lebensjahre in Holland wohnte, die Examina am Niederländischen Israelitischen Seminar in Amsterdam machte, die dortige Akademie besuchte, als Holländer anzusehen sei, trotzdem er viele Jahre in Deutschland wohnte, daselbst den Doktorgrad erwarb und das Morenu-Diplom erhielt. Nun aber verlangt das Niederländische Israelitische Kultus-Reglement, daß Kandidaten der klassischen Litteratur, um das Morenu-Diplom zu erhalten, ihr Examen an einer der holländischen Akademien absolviert haben müssen, während für ausländische Kultus-Beamte, die für die Niederlande gewählt werden, eine Kommission von drei Oberrabbinern ernannt werden muß, um die betreffenden Dokumente zu untersuchen. Nachdem nun die Professoren de Hartog, Oppenheim und J. Jitta erklärt haben, daß Dr. L. nicht mehr Holländer ist, und zwar seines langjährigen Aufenthalts in Deutschland wegen, auch in Deutschland naturalisiert zu werden versuchte und sich zum Rabbiner in Zabrze wählen ließ 2c., wurde eine Kommission ernannt, bestehend aus Dr. Dünner, Oberrabbiner von N.-Holland, T. Tal, Oberrabbiner im Haag und Dr. Ritter, Oberrabbiner in Rotterdam, um die Angelegenheit zu untersuchen. Bei der ersten Sitzung aber weigerte sich Dr. Dünner, das Morenu-Diplom nachzusehen, da nach seiner Ansicht Dr. L. Holländer sei. Herr Tal stimmte bei, während Dr. Ritter protestierte. Eine andere Kommission von drei anderen Oberrabbinern ließ sich nicht finden, so daß Professor de Hartog in der letzten Sitzung folgendes proponierte: Für den Fall, daß kein Rabbinats-Kollegium gebildet werden kann, oder dasselbe unterläßt, in dem vor der permanenten Kommission festgesetzten Termin das Morenu-Diplom zu untersuchen und darüber ein Urteil zu fällen, dann ist die permanente Kommission befugt, nachdem sie einen oder mehrere Niederländische Rabbiner konsultiert hat, eigenmächtig zu handeln. Diese Proposition wurde mit großer Majorität angenommen.

* St. **Aus Amerika.** Aus dem Bericht des Rabbiner-Seminars (Hebrew Union College) in Cincinnati läßt sich die Wirksamkeit desselben seit seinem Bestande ersehen. Aus demselben gingen die folgenden Rabbiner hervor, welche Stellungen in den bedeutendsten Gemeinden des Landes einnehmen:

Dr. Israel Aaron, Buffalo, N. Y.; Dr. Henry Berkowitz, Philadelphia, Pa.; Rabbi Seymor G. Bottigheimer, Des Moines, Jowa; Rabbi Eduard N. Calisch, Richmond, Va.; Rabbi Hermann J. Elkan, San Antonio, Texas; Leo M. Franklin, Omaha, Nebr.; William M. Friedman, Denver, Col.; Aaron Friedman, Minneapolis, Minn.; Charles Fleischer (Zögling des Waisenhauses in N.-Y.), Boston, Mass.; Moses J. Gries, Cleveland, O.; Alexandrr Geismar, Brooklyn, N. Y.; Samuel Greenfield, Pittsburg, Pa.; Dr. Louis Großmann, Detroit, Mich.; Dr. Rudolph Großmann, New-York City; Adolph Gutmacher, Baltimore, Md.; Benued Grad, Harrisburg, Pa.; Max Heller, New Orleans, La.; Samuel Hirschberg, Boston, Mass.; Moses Perez Jacobson, Youngstown, O.; Israel Joseph, Wilkesbarre, Pa.; Dr. Joseph Krauskopf, Philadelphia, Pa.; Charles Levi, Cincinnati, O.; Clifton H. Levy, Baltimore, Md.; Alexander Lyons, Terre Hante, In.; David Marx, Atlanta, Ga.; Jerusalem Moses, Port Gibson, Miss.; Isac Marcuson, Macon, Ga.; Morris Newfield, Birmingham, Ala.; Dr. David Philipson, Cincinnati, O.; William Rosenau, Baltimorte Md.; Isidor Rosenthal, Lancaster, Pa.; Charles Rubenstein, Litle, Rock, Ark; Isaak L. Rypiers, Evansville, Ind.; Tobias Schonfarber, Baltimore, Md.; Marcus Salzman, Charleston, W. V.; Dr. Joseph Silvermann, New-York; Joseph Stolz, Chicago, Ills.; Abraham Simon, Sacramento, Cal.; Max Wertheimer, Dayton, O.

Früher wurden alle Rabbiner aus Europa importiert, dieselben waren mit theologischem Wissen reichlich ausgerüstet und übten einen mächtigen Einfluß auf die Gestaltung der amerikanischen Judentums aus. Sie legten den Grund, auf welchem die Neugestaltung des amerikanischen Judentums fußt. Freilich, der Gebrauch der deutschen Sprache ist jetzt in Wegfall gekommen und die englische hat ihren Platz eingenommen. Auch in vielen Gemeinden, in welchen das Einhorn'sche Gebetbuch, welches in blütenreichem, klassischem Deutsch den Reformgedanken zur vollen Klarheit brachte, ist das Englische Unions-Gebetbuch an dessen Stelle getreten. So ist denn eine volle Umwandlung in dem Judentum, wie es vor vierzig Jahren hier vorwaltete, vor sich gegangen, und es ist zweifellos, daß die neue Richtung das ganze amerikanische Israel über kurz oder lang mit sich fortreißen wird.

— Der Bericht der Vereinigten Jüdischen Wohlthätigkeits-Gesellschaften giebt ein beredtes Bild von der erschöpfenden Thätigkeit dieser Gesellschaft. Im Monat Juni haben 2806 Hilfsbedürftige um Rat und Unterstützung nachgesucht, das heißt Familien-Oberhäupter, so daß eigentlich die Zahl der Hilfesuchenden die Höhe von 8000 erreicht. Es wurden 139 Individuen von der Gesellschaft ins Innere des Landes befördert, 81 Leichen bestattet, 35 Wöchnerinnen ärztlicher Beistand und andere Hilfe gewährt, 650 Kranke von den Aerzten besucht, und an 1400 Familien wurden Kleider, Möbel und Nahrungsmittel verabreicht. Von den 748 Individuen, die um Arbeit nachsuchten, wurde Beschäftigung für die meisten gefunden. In den Industrie-Schulen wurden 240 Mädchen in weiblichen Arbeiten unterrichtet. Die Totaleinnahmen während des Monats beliefen sich auf 9886,35 und die Ausgaben auf etwa 10,000 Dollar.

— Im Laufe der vorigen Woche fand die Prüfung am jüdisch-theologischen Seminar in New-York statt. Besonders interessant waren die Beweise der Tüchtigkeit der höheren Klasse der Talmudstudierenden, welche unter der Leitung des geschulten Talmudisten Dr. Joffe ihre Studien machen. Zugegen waren die Rabbiner Dr. K. Kohler und Dr. Davidson. Für die Gediegenheit der Unterrichtsmethode zeugte die Diskussion nach dem Lesen mehrerer Seiten eines Talmudabschnittes. Die Prüfung wurde in den Bibliotheksräumlichkeiten abgehalten,in welchen sich eine ungemein reiche Büchersammlung talmudischen, jüdisch litterarischen, allgemein theologischen Inhalts befindet, die einzige wohl derartigen Charakters in New-York. Das protestantische Union Theologische Seminar besitzt zwar eine ebenfalls gediegene Sammlung hebräischer und rabbinischer Schriftwerke, welche aber durchaus nicht mit dieser Bibliothek verglichen werden kann. Bekanntlich stammt sie aus dem Nachlasse des verstorbenen Gelehrten Dr. David Kassel in Berlin.

Hier und dort.

— Personalien. Im vorigen Monat haben wieder drei Rabbinats-Kanditaten, und zwar die Herren Dr. Kahn, J. Berlinger und Dr. Kroner (Sohn des Kirchenrats Dr. K. in Stuttgart) an der Universität Tübingen das erste Dienstexamen mit Erfolg bestanden.
— Hr. Dr. E. Baneth, früher in Krotoschin, ist zum Rabbiner und Schuldirigenten der B'ne B'rith-Gemeinde in Berlin gewählt.

— Versetzt: Hr. J. Gerschlowitz von Mehlsack nach Marggrabowa, als Nachfolger des greisen Hrn. Freyer.

— Die Synagogengemeinde in Köln war im vor. Jahr zur Einkommensteuer herangezogen worden, da nur Kirchen davon befreit seien. Das Vorstandsmitglied Assessor Fleck hat nunmehr nachgewirsen, daß Korporarionen nur, wenn sie Vermögen haben, steuerpflichtig seien. Daraufhin ist der Erlaß der Steuer erfolgt.

In Karlsruhe ist Hr. Ad. Bielefeld, der lange Jahre dem Oberrat der Israeliten in Baden angehört, gestorben. Der Landesfürst hat an den Sohn des Verstorbenen nachstehendes Telegramm aus San Blasien gerichtet: „Die Großherzogin und ich senden Ihnen unser herzlichstes Beileid an dem Verluste Ihres verehrten Vaters. Wir teilen Ihre tiefe Trauer im Andenken an die verdienstvolle Lebensbahn Ihres lieben Vaters. Unsere Mitempfindung an Ihrem Schmerze ist eine recht innige. In treuem Gedächtnis bleibt die werte Erinnerung an die Lebenszeit Ihres Vaters, unsers lieben Zeitgenossen Friedrich, Großherzog."

— In Altofen starb am 22. d. M. Oberrabbiner Dr. Julius Klein, 45 Jahre alt. Schon seit längerer Zeit litt Dr. Klein an einem Lungenübel; auf den Rat seines Arztes suchte er im Winter Heilung in San Remo, doch die an den Aufenthalt im Süden geknüpften Hoffnungen wurden nicht erfüllt.

— Mit dem Norddeutschen Lloyddampfer „H. H. Meyer", welcher am 17. d. M. von Bremerhaven nach dem La Plata abgegangen ist, sind wieder etwa 160 russisch-jüdische Auswanderer nach Argentinien befördert worden. Die Auswanderer sind von Baron Hirsch mit Geldmitteln versehen und beabsichtigen, drüben Ackerbau zu betreiben.

— Wie uns aus Ems gemeldet wird, ist Prof. Jos. Derenbourg aus Paris daselbst infolge eines Schlaganfalls gestorben. Er hat ein Alter von fast vierundachtzig Jahren erreicht. Am 21. Aug. 1811 in Mainz, das damals zu Frankreich gehörte, geboren, Zögling der Talmudschule und des Gymnasiums dort, später auf den Universitäten Gießen und Bonn den Studien obliegend, widmete sich Derenbourg dem Lehrfach. Im Jahre 1839 ging er nach Paris, wo er eine jüdische Knabenschule begründete die noch heute besteht und deren Leitung er im Jahre 1864 aufgab, um fernerhin ganz und gar den Wissenschaften obzuliegen. Sein Hauptwerk war die Geschichte und Geographie Palästina's nach dem Talmud und anderen rabbi-Quellen. Er wurde im Jahre 1871 Mitglied des Instituts von Frankreich. Fünf Fahre später übernahm er den Lehrstuhl der talmudischen Wissenschaften an der Ecole pratique des hautes études. Als im Jahre 1886 die Universität Heidelberg ihr fünfhundertjähriges Jubiläum feierte, gehörte er zu den drei Delegierten der französischen Akademie.

— Am 11. u. 12. d. M. fand an der öffentlichen orthodoxen Rabbinerschule in Preßburg die Schlußprüfung statt. Als staatlicher Prüfungskommissar war der Schulinspektor des Preßburger Komitats beordert. Die erzielten Resultate des verflossenen Schuljahres waren zufriedenstellend. Die Anstalt wurde von etwa 300 Schülern, geteilt in drei Klassen, frequentiert, und es verdient hervorgehoben zu werden, daß die jungen Leute ernstes Streben bekunden, auch weltliche Bildung sich anzueignen.

— In diesem Jahre absolvierten am deutschen Gymnasium in Prag, Stefansgasse: 138 Deutsche, 81 Böhmen, 180 Juden; am Neustädter: 143 Deutsche, 43 Böhmen, 246 Juden; am Altstädter: 10 Deutsche, 40 Böhmen, 230 Juden. „In Prag haben 16000 Juden viermal so viel Schüler wie 14000 Deutsche und fast die Hälfte so viel wie 150000 Böhmen", bemerkt ein antisemitisches Blatt grimmig. Die Antwort auf diese ewigen Anrempelungen haben wir schon einmal gegeben: Bei den Juden kommt in allererster Reihe die Familie und in allerletzter die Kneipe, darum können viele ihre Kinder höhere Schulen besuchen lassen.

— Das Ministerium der Volksaufklärung erlaubte der Besitzerin eines 4-klassigen Mädchengymnasiums, Frau Raschkowitsch in Odessa noch 3 Klassen zu eröffnen. Dies ist in Rußland das erste 7-klassige jüdische Mädchengymnasium.

— Dem „Smol. Wiestnik" zufolge hat sich in Mohilew ein Kreis gebildeter Juden formiert, behufs Organisierung von landwirtschaftlichen Farmen. Dieses Komité hat bereits diesbezügliche Aufrufe an die Israeliten erlassen, mit der Aufforderung, das gute Werk zu fördern. Das Blatt empfiehlt das Beispiel der Juden Mohilews zur Nachahmung und lenkt die Aufmersamkeit namentlich desjenigen Teils der russischen Tagespresse, welcher stets den Rassenhaß predigt, auf diese Initiative der Juden.

— Die „Zephira" schlägt für den sog. Ansiedelungsrayon in Rußland eine Arbeiter-Organisation vor, damit den zahlreichen jüd. Feld- und sonstigen Arbeitern, die nach dem Innern des Reiches wandern, um Beschäftigung zu suchen, Arbeit nachgewiesen und bei der Abschließung von Verträgen mit den Gutsbesitzern Rat und Beistand werde.

— Die Erkenntnis, daß nur Selbsthilfe das Mittel ist, um die jüdischen Massen im Ansiedelungs-Rayon nicht ganz verkommen zu lassen, dringt in immer weitere Kreise. So wurden in Talna (Gouvernement Kiew) mit behördlicher Genehmigung mehrere „Selbsthilfsvereine" von jüdischen Handwerkern und kleinen Kaufleuten gegründet, um im Notfalle nicht in die Hände der Wucherer zu fallen, aus denen es keine Rettung mehr giebt. Ist es doch eine feststehende Thatsache, daß die Juden zu den Bewucherten den höchsten Prozentsatz stellen.

— Das italienische Rabbinat ist durch den Tod des Cavaliere Samuel Ghiron, Oberrabbiners von Turin, einer seiner Hauptzierden beraubt worden. Die Bescheidenheit dieses Mannes erhellt daraus, daß er strengen Befehl erteilt hat, daß weder Biographien in der Presse erscheinen, noch bei seiner Beisetzung Reden gehalten werden sollten. Trotzdem möge erwähnt werden, daß der Verstorbene 66 J. alt war; er war 1829 in Jorea geboren, wo sein Vater Rabbiner war. 1877 wurde er zum Oberrabbiner von Turin gewählt und wurde in demselben Jahre zum Ritter eines italienischen Ordens ernannt. Der Beerdigung wohnte die ganze jüdische Gemeinde bei, außerdem zahlreiche hervorragende Christen. Der Verstorbene hat Erziehungs- und Wohlthätigkeits-Instituten größere Summen hinterlassen, seine bedeutende hebräische und italienische Bibliothek erbt die Colonna und Finzi-Hochschule.

— In Cape town (Kapstadt) erscheint seit kurzem ein jüdisches Jargon-Blatt mit Namen Haor (das Licht). Es hat schon früher ein derartiges Blatt in Johanesburg existiert, jedoch ging es bald wieder ein. Jetzt liegen die Verhältnisse anders. In Johanesburg allein leben 10 000 Juden, die sich zumeist des Jargon noch als Umgangssprache bedienen. — Das Blatt wird sich aber von den Unarten der zahlreichen amerikanischen Jargonblätter fern halten müssen.

Brief- und Fragekasten.

In Nr. 28 Seite 448 leiten Sie Aschkenasim von Aschkenas (I. Mos. 10. 3) ab. Meiner Meinung nach mit Unrecht, und halte ich dafür richtiger Askanier, weil hauptsächlich in früheren Jahrhunderten, die linkselbischen Juden die spanisch-portugiesischen waren, während die rechtselbischen also die deutsch-polnischen Juden unter den Askaniern, hauptsächlich im Anhaltischen seit der Teilung 1212, und unter deren Herrschaft standen.

Max Liebrecht-Prenzlau.

9. Frage. Ist es richtig, beim Vorlesen aus der Thora „Jaamod **ho**rischon ꝛc." oder „Jaamod rischon ꝛc." (ohne Artikel) aufzurufen? Und ist es, wenn ein Bar Mizwa aufgerufen wird, grammatikalisch richtig „Jaamod horischon bar mizwa", oder „Bar homizwa", oder gar „nabar mizwo" aufzurufen? J. W., Frankfurt a. M.

Wochen-	August 1895.	Aw. 5655.	**Kalender.**
Freitag . . .	2	12	(Sabb.-Anf. 7,57)
Sonnabend . .	3	13	ואתחנן (S. Ausg. 8,42).
Sonntag . . .	4	14	
Montag . . .	5	15	
Dienstag . .	6	16	
Mittwoch . .	7	17	
Donnerstag . .	8	18	
Freitag . . .	9	19	

Jüdische Gemeinde.

Gottesdienst.

Freitag, den 2. August in allen Synagogen, Abends $7^{1}/_{2}$ Uhr.

Sonnabend, den 3. August in der alten Synagoge Morgens $8^{1}/_{2}$ Uhr, in den übrigen Synag. Morgens 9 Uhr.

Predigten: Vorm. $9^{1}/_{2}$ Uhr: Alte Synagoge, Herr Rabbiner Dr. Rosenzweig, Vorm. 10 Uhr Kaiserstr. Synag., Herr Rabbiner Dr. Stier.

Abendgottesdienst $8^{3}/_{4}$ Uhr.

Gottesdienst an den Wochentagen: in allen Synag. Morg. $6^{1}/_{2}$ u. Abends $6^{1}/_{2}$ Uhr.

Vakanzenliste.

Grevenbroich. Per 15. 10. unverh. staatl. gepr. Rl u. K. Meld. an A. Kaldenbach.

Schweinshaupten. Sofort Rl. u. Sch. Einkomm. 8—900 Mk. Meld. an S. Lippstädter.

Eberbach (Neckar). Per 1. 9. unverh. Rl., K. u. Sch. Fix. 6—700. Nbk. 600 Mk. Meld. an den Synagogenrat.

Hottenbach. Sof. od. 1. 9. Rl., K., Sch., Fix. 600 Mk. u. fr. Wohn. Ausl. ausgeschl. Meld. an M. Burg.

Bornheim (Rhein). Sem. geb. Rl. u. K. Fix. 1000 Mk. u. Nbk. Meld. an E. Koppel.

Bingen (Rhein). Per 1. 10. Musik. I. K. u. Rl. Fix. 2000 Mk. Gottesd. mit Chor und Orgel. Unverh. bevorz. Reisek. dem Gew.

Hörringhausen. Per sof. od. 1. 9. El.. Rl. u. K. Fix. 750 Mk., freie Wohn. u. Heiz. Meld. an M. Löwenstein I.

Wachenheim a. H. K., Sch. u. Friedhofsaufseher. Fix. 400 Mk., fr. Wohn. u. Nbk.

Verantwortlicher Redakteur: A. Levin in Berlin. — Druck von E. Wertheim, Berlin NW 7, Friedrichstr. 94.